

2. Der Hund und die Schamanen - Franko-Iberisches Paradigma



Wenn Adam und Eva, deren Garten Eden wir in Afrika vermuten, wahrscheinlich noch keinen Hund hatten, so kamen schon ihre Töchter und Söhne zwischen Sinai und Anatolien/Nordiran nicht mehr ohne ihn aus, auch wenn die heute noch lesbaren Spuren des Hundes dort erst um -12.000 einsetzen. Die bislang allerälteste Spur des Hundes im wörtlichsten Sinn wurde hingegen in der Grotte Chauvet in Südfrankreich gefunden: Fußabdrücke eines *großen* Hundes (> 101 & Cover), die sich klar vom Trittsiegel des Wolfs abheben, hat der französische Archäologe Garcia im hintersten Teil dieser bislang ältesten Bilderhöhle Europas entdeckt. Gerade dieser Begleitumstand ist deutungsbedürftig, denn der Zugang zu den heiligen Bilderhöhlen war wahrscheinlich dem alltäglichen Besucher nur restriktiv gestattet. Dass die Hundespur parallel zu den Fußabdrücken eines Kindes verläuft, fordert zu einer Erklärung heraus, die der Eiszeit und dem Problem angemessen ist. Ich werde im Folgenden meine Ideen dazu vorstellen, allerdings muss ich, wie so oft, dazu etwas weiter ausholen: Ich stelle zunächst die eiszeitliche Besiedlung des nordwestlichen Eurasien durch den Anatomisch Modernen Menschen vor, da ich annehme, dass der *tsakur* (~ Hund) bereits von diesen Menschen mitgebracht wurde; dann werde ich das analysieren, was wir als Kunstproduktion der eiszeitlichen Menschen auffassen - aber für diese Menschen gab es keine vom Alltag losgelöste Kunst, alles war für sie in einander verwoben, auch wenn es klare Trennungslinien gab wie z.B. die Tabuisierung einer Bilderhöhle. Ich werde die Bilderhöhlen aus dem Geist des Schamanismus erklären, auch wenn dies eine Re-

duktion des Bedeutungspotenzials ist; dann werde ich untersuchen, welche Beziehungen zwischen den Schamaninnen und Schamanen der Eiszeit und dem Hund man als wahrscheinlich annehmen kann. Ich gehe wegen der mehrere Jahrzehnttausende währenden Umweltstabilität auch von einer relativen Verhaltensstabilität der eiszeitlichen Anatomisch Modernen Menschen aus, wobei synchrone lokale und diachrone Varianten nicht ausgeschlossen werden. Aber uns interessiert in Bezug auf den Hund zunächst der gemeinsame Nenner der verschiedenen Eiszeitpopulationen und weniger deren Unterschiede - so sah auch der Prähistoriker Gerhard Bosinski in den 1980er Jahren eher die eiszeitlichen Übereinstimmungen zwischen dem franko-iberischen Kulturraum im Westen und dem uralisch-westsibirischen Kulturraum im Osten.

Die Besiedlung des westlichen Eurasien

durch den Anatomisch Modernen Menschen und seinen *tsakur* lassen wir mit dem CroMagnon-Menschen, dem *homo sapiens sapiens*, in der Aurignac-Epoche der letzten Eiszeit um -40.000 beginnen, da es heute ziemlich sicher erwiesen ist, dass keine Vermischung mit den zeitgleich in Europa und Asien noch lebenden Neandertalern stattgefunden hat, obwohl ein kultureller Einfluss, gerade hinsichtlich des Bärenkults, nicht ganz auszuschließen ist (Shepard/Sanders, 189ff.). Man beschränkte sich zu Be-

ginn des 20. Jahrhunderts in der sprachgeschichtlichen Untersuchung eurozentrisch auf den europäischen Teil der westeurasischen Urbevölkerung, und man hat etwas verkürzend von einer „mediterranen“ Urbevölkerung gesprochen, was verständlich ist, da die Vereisung fast nur den südeuropäischen Raum vom Mittelmeer bis zum Schwarzen Meer zum Überleben freigelassen hat. Damit würde man aber den mitteleuropäischen Fundstätten und erst recht den Funden im Ural und in Westsibirien nicht gerecht, die alle zu derselben paläolithischen Kultur, vor allem in der Aurignacien-Periode gehören, wobei für die uralische Kultur ein dauerhafter Kontakt mit Westeuropa angenommen wird, für Zentral- und Ostsibirien bislang aber nur ein Kontakt zum Ural über den Aus- bzw. Eintausch von Y-Chromosomen. Trotz der *Variationsbreite* und der *bodenständigen Umformungen* findet Bosinski erstaunliche *Parallelen* vom franko-iberischen Kulturraum im Südwesten Europas über den Ural bis hin nach Westsibirien, auf die er 1982 (Bosinski, 62, 63, 65, 66 & 69) mehrfach hinweist, während er knapp zwanzig Jahre später mehr die Unterschiede hervorhebt, ohne die Gemeinsamkeiten in Frage zu stellen.

Die Analyse kaukasischer Sprachen hat schon früh ergeben, dass die paläo- und mesolithischen Vorfahren dieser heute sehr kleinen Bergvölker im Kaukasus wie beispielsweise der Lakken vor der Einwanderung der indo-europäischen Hirtenvölker ein Areal besiedelten, das von Westgriechenland über die ostmittelmeerischen Inseln und ganz Anatolien bis zum Kaukasus reichte (Kretschmer, 200). Auch von anderen heute nur noch im Kaukasus gesprochenen Sprachen sind Reste nachgewiesen teils in Griechenland, teils in Anatolien - und zwar u.a. vom Georgischen, Tschetschenischen und Awarischen. Der Nachweis, dass diese heute kaukasischen Völker einst über Südosteuropa verbreitet waren, ist von Kretschmer 1933 und 1953 in einem (mich) überzeugenden sprachgeschichtlichen Indi-

zienprozess geliefert worden - man wird mindestens zustimmen, dass die unmittelbare gemeinsame Basis dieser Sprachen und Völker über den ganzen südosteuropäischen Raum verbreitet war. Diese sprachgeschichtliche Theorie, nach der das Basische und die kaukasischen Sprachen die äußersten sprachlichen Pfeiler einer im Paläolithikum ganz Südeuropa und Vorderasien umfassenden Urbevölkerung darstellen, ist seit den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wiederholt angedacht worden und bis heute sprachgeschichtlich immer wieder belebt worden. Es lohnt sich, einige Erkenntnisse der Sprachgeschichtler zu zitieren, denn sie decken sich erstaunlich genau mit den Ergebnissen von mtDNA-Forschungen.

Ergebnisse der mtDNA-Analysen

Die molekularbiologische Methode steht zwar erst am Anfang ihrer Erprobung (zu den Grundlagen > Bandelt u.a. sowie Sykes), aber die vorläufigen Ergebnisse haben bereits einige der zentralen Überlegungen bestätigt, die sich konjunktural aus der sprach- und urgeschichtlichen sowie ethnologischen Zusammenschau von zunächst unabhängig scheinenden Fakten ergeben. Je nach Anlage der mtDNA-Analyse entstehen leichte Abweichungen in den Ergebnissen, und es hat sich gezeigt, dass auch diese naturwissenschaftliche Methode nicht auskommen kann ohne die bereits erzielten geisteswissenschaftlichen Resultate (besonders zu sehen an Barbujani u.a., 1996). Europäische Haplotypen werden kaukasoide (~ Kaukasus-spezifische) Haplotypen genannt: Die Gruppen, die sich nach Erreichen von Nordiran und Ostanatolien nach Europa verabschiedeten, nahmen bereits kaukasusspezifische mtDNA-Veränderungen in ihrem genetischen Gepäck mit, die sie von den in Afrika verbliebenen, aber auch von den nach Asien gewanderten Gruppen unterscheiden, was für einen „längeren“ Aufenthalt in der Kaukasus-Region

spricht. Die mitgebrachten *tsakurra*-oder KUAN-Hunde dürften sich analog zur humanen DNA in weitere Untertypen ausdifferenziert haben, denn wir können annehmen, dass den genetischen Ausdifferenzierungen auf der menschlichen Ebene eine - wenn auch geringere - Ausdifferenzierung auf der kynologischen Ebene entspricht: So können wir bei den im Folgenden genannten menschlichen Haplogroups von entsprechenden Basishunderassen ausgehen. 64% der europäischen mtDNA sind an Italienern, Franzosen, Briten nachweisbar, also weit über Europa verbreitet, und sie lassen sich in vier nach-kaukasische Haplogroups H bis K einordnen (Torrioni, 1994, 766). Das unterschiedliche Alter dieser vier Haplogroups kann je nach Anlage der Analyse in etwa so präzisiert werden: Für die Haplogroup

H 41.000 bis 31.000 oder 45.000 bis 22.500 Jahre, für die Haplogroup

I 34.000 bis 26.000 oder 37.000 bis 18.500 Jahre, für die Haplogroup

J 19.000 - 14.000 oder 20.000 - 10.000, und für die Haplogroup

K 18.000 - 13.000 oder 20.000 - 10.000.

Im Vergleich mit parallelen mtDNA-Untersuchungen der amerikanischen Urbevölkerung, deren höchstmögliches Alter bei ca. 40.000 Jahren liegt, ergab sich für Torrioni u.a. (768), dass die Bandbreite der Evolutionsrate verändert werden musste, so dass sich das Alter der vier Haplogroups H bis K und damit der Zeitpunkt der Abtrennung von den kaukasischen Mitwanderern auf 80.000 Jahre ermäßigt. Ob sich damit auch der Zeitpunkt verjüngt, zu dem die Wanderer den franko-iberischen Raum erreichen, bleibt von Torrioni unerörtert. Wenn überhaupt, können die Korrekturen nur minimale Wirkung zeitigen, da ab -34.000 der Anatomisch Moderne Mensch sicher nachgewiesen ist im franko-iberischen Kultur-

raum. Die gesamteuropäische Perspektive der mtDNA-Analyse Torrionis u.a. ergibt für diese vier der insgesamt *sieben europäischen Töchter Evas* (> Sykes) das o.g. grobe Zeitraster für die folgende europäische Ausdifferenzierung:

Die Ost-West-Wanderung: Vom Kaukasus zu den Pyrenäen

Die Auftrennung der Gesamt-U-Haplogroup fand vermutlich noch in Ostanatolien/Nordiran statt, von wo aus eine Teilgruppe westlich über den damals als Landbrücke dienenden Bosphorus nach Südosteuropa, eine andere zwischen Schwarzem Meer und westlichem Kaukasus, wo ein Teil als Georgier und Abchasen zurückblieb, nach Osteuropa und Westsibirien wanderte. Eine andere Gruppe zog südlich am Kaspischen Meer entlang Richtung Westsibirien, und eine letzte, die U2-Gruppe, wanderte am Nordrand des Himalaya entlang, von wo aus sie sich sternförmig verteilte (> 16: Karte) und in Indien auf die zurück gebliebenen Vertreter der M*-Haplogroup stieß. Die U2 ist selten in Europa, aber die häufigste Haplogroup der U-Gruppe in Indien, beide U2 (europäische wie indische) unterscheiden sich leicht, und die indische U2 kommt in Europa nicht vor. Die indische Haplogroup U7 kommt, wenn auch selten, in Südeuropa, dem Nahen Osten und in Zentralasien vor. Kivisild u.a. errechnen ein Alter von 32.000 ± 5.500 Jahren für U7, womit die Entstehung dieser Haplogroup noch ins Paläolithikum fällt, wenn auch deutlich später als die ihrer Schwester U2. Aus dem gemeinsamen Knoten, von dem aus sich die beiden U-Gruppen entwickelt haben, sind ebenfalls die Haplogroups V, H, T und J entstanden - H ist die häufigste Haplogroup im heutigen Europa und erreicht die höchste Frequenz mit 40% bis 60% in West- und Nordeuropa. Die bei den modernen Basken überwiegende, bei prähistorischen Basken aber nicht nachweisbare Haplogroup V und die bei den Bas-



Die Verbreitung der indo-europäischen, der drawidischen und der semitischen Sprachen (nach Renfrew). In: Cavalli-Sforza u.a., 1994, 222, Fig. 4.8.2 (Renfrews Vorschlag ist hinsichtlich des Zeitpunkts umstritten und muss wahrscheinlich für die afro-asiatischen und drawidischen Sprachen früher, und zwar im Rahmen des paläolithischen „Ein-Weg“-Szenarios, und für die indo-europäischen Sprachen später, im Mesolithikum, eher im Neolithikum, angenommen werden).

ken des Neolithikums und der Bronzezeit noch häufigste Haplogroup H können also nur nach der grundsätzlichen Trennung der U-Gruppe entstanden sein. Das bedeutet, dass TSAKUR bzw. KUKUR genannte Hunde bereits vor dieser Trennung so bezeichnet wurden und dass die drawidisch sprechenden Völker Indiens den Hund aus dem Sinai-Ostanatolien-Nordiran-Korridor mit nach Indien nahmen (> oben: Karte), während die Basken als Mitglieder der H-Haplogroup, der ältesten in Europa, ihren *tsakurra* tatsächlich vom Kaukasus mitbrachten: Die alte und falsche Kaukasus-Theorie, nach der die Proto-Basken in der Zeit der historischen Völkerwanderung um 400 bis 600 nach Südwesteuropa kamen, muss also nur um 35.000 Jahre rückdatiert werden, dann stimmt sie wieder. Die proto-baskische Kultur und Verkehrssprache hat ihre Kernregion in Franko-Iberien (südliches Frankreich, Kantabrien und Katalonien), weitere Zentren sind in Zentral- und Nordfrankreich sowie Belgien und England, am südlichen Rand des Alpenbogens sowie auf der Apen-

nin-Halbinsel, im Balkan und am Schwarzen Meer, womit wir wieder bei den Abchasen und Georgiern als antiken Nachfahren der dortigen Paläomenschen angekommen sind. Während des Höhepunkts der letzten Eiszeit zogen sich die Menschen vom damaligen Nordeuropa zum Süden zurück - Süddeutschland war in dieser Zeit nicht besiedelt -, und sie ließen sich v.a. nieder im franko-iberischen Gebiet, aber auch im Tal des Côa-Flusses in Portugal oder im südlichen Italien. Die Bevölkerungsdichte in diesen Rückzugsgebieten war recht hoch für die damaligen Verhältnisse. In der Zeit des Kältemaximums verlief die südliche Verbreitungsgrenze des Rens auf der Höhe der Pyrenäen und der Stadt Nizza (Julku, 127). Wie zwischen Britannien und dem europäischen Kontinent, so gab es in der letzten Eiszeit auch Landbrücken zwischen Alaska und Sibirien, Japan und China, Neu-Guinea und Australien sowie dem Malayischen Archipel und Südostasien: Der Meeresspiegel lag ca. 120 Meter niedriger als heute in Folge der Wasserbindung in den Gletschern.



Europa am Ende der letzten Eiszeit: Mit zurückweichender Vereisung ziehen Teile der „altmediterranen“ und periglazialen Urbevölkerung mit den Rentierherden nordwärts: Die Saami sind vermutlich von Südwestfrankreich in Etappen über Nordfrankreich und Südenland nach Skandinavien gezogen und mit ihnen ihr späterer Rentier-Hüt Hund, der ein Ableger des franko-iberischen Basistyps ist. Dort vermischten sie sich mit Einwanderern, die von Westsibirien nach Karelien und Nordskandinavien kamen. Legende: 1 = Eisschild; 2 = Meer; 3 = Baltischer Eisse; 4 = mediterrane Siedlungszone; 5 = Periglaziale Siedlungszone. In: Dolukhanow (in: Künnap, 83).

Die West-Ost-Wanderung: Von den Pyrenäen zum Ural

Torrioni u.a. haben 2001 entdeckt, dass es zur V-Haplogroup eine allgemein selten, im Mittelmeerraum häufiger vorkommende Vorstufe „pre*V“ gibt, die in Europa und Nordwest-Afrika vorkommt, während V zwei Verteilungsgipfel hat, in Südwest-Europa bei den modernen Basken (20% in Gipuzkoa) und in Nord-Skandinavien bei den Skolt-Saami ~ Lappen:

Die Saami haben ihren schwarz-lohfarbenen, glatthaarigen und mittelgroßen Hüt Hund wahrscheinlich aus dem „altmediterranen“ Genpool mitgebracht. Die Haplo-

group V zeigt, wie auch Torrioni u.a. meinen, in ihrer Verteilung in Europa, dass der entvölkerte Kontinent nach dem Kältemaximum vom Südwesten her rekolonisiert wurde bis hin nach Skandinavien und Osteuropa.

Die Pre*V-Gruppe wird von Torrioni u.a. auf 26.400 bzw. 14.800 Jahre berechnet (mit bzw. ohne *Msel site*), während für Haplogroup V ein Alter von 11.200 ± 2.700 Jahren errechnet wurde - ein differenzierteres Ergebnis erreichten sie durch die Teilung Europas in eine westliche Hälfte (von Nordwest-Afrika über Italien zu den Britischen Inseln) und eine östliche Hälfte, ohne die Saami, mit Kaukasus und Nahem Osten:

... *Western Eurasians and Northern Africans can largely be seen as carrying a continuum of the same phylogenetically closely related mtDNA lineage clusters of the largely Paleolithic origin, when it is compared with mtDNA pools of Eastern Asians or sub-Saharan Africans* (Rootsi u.a., 154).

V im Westen kommt dann auf ein Alter von 16.300 ± 4.800 Jahren, ist also noch in der ausklingenden Eiszeit entstanden, und V im Osten kommt auf 8.500 ± 2.300 Jahre. Das stimmt mit Izagirre u.a. überein, die 1999 ebenfalls ein vormesolithisches Alter der V-Haplogroup von 11.000 Jahren vor heute annehmen. Izagirres Ergebnis schränkt die von Torroni angenommene Besiedlungsrichtung von West nach Ost erheblich ein. Die heutige Blutgruppenverteilung in Westeuropa wäre nach Torroni noch ein Reflex des Monopols der V-Gruppe im paläolithischen Westeuropa, wo sie von den späteren Invasoren an die westlichen Ränder gedrängt wurde. Dagegen war die Pre*V-Gruppe in mehr als einem Rückzugsgebiet verbreitet, und ihr geschätztes Alter sowie ihr Vorkommen im Mittelmeerraum deuten auf ein Entstehen vor dem Kältemaximum hin, und zwar vielleicht, wie die größere europäische Schwester-Haplogroup H, im Osten Europas, von wo sie im Gravettien nach Westen wanderte (Torroni, 2001) - womit eine zweite Ost-West-Wanderung, und zwar nach dem Kältemaximum wahrscheinlich würde. Mit dem Abklingen der Eiszeit stirbt das Großwild, z.B. das Mammuth, aus bzw. wandert wie das Ren nordwärts. Das Aussterben des Mammuths schiebt (*push*-Faktor) die Wanderungsbereitschaft der Paläomenschen an, das Wandern des Rens zieht (*pull*-Faktor) sie mit - und könnte bei den nordwärts nachwandernden Proto-Basken und späteren Saami/Lappen (> 35: Karte) den Anfang einer ersten Semi-Domestikation des Rentiers bewirkt haben, wobei sie den schwarz-lohfarbenen Hund, den sie aus dem "altmediterranen" Genpool mitgenommen hatten, schrittweise zum Hütehund entwickelt haben könnten. Das Abschmelzen des Eises bringt Gewichts-

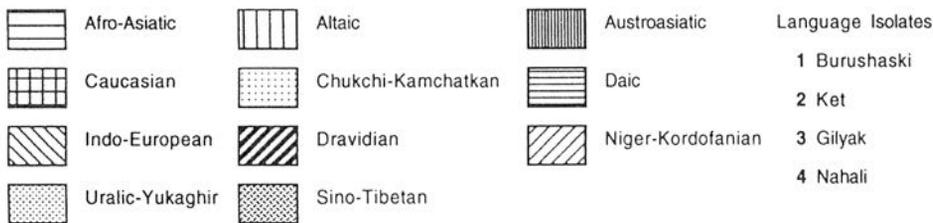
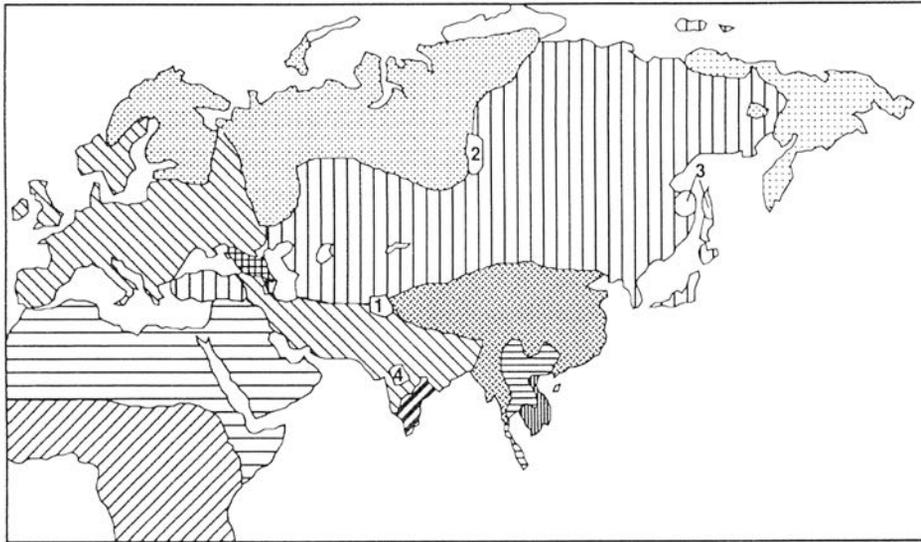


Der Basistyp des eurasisch-amerikanischen „pes/perro/pek“: Ein schwarzer, mittelgroßer Hund, meist mit lohfarbenen Abzeichen - vom franko-iberischen Kulturraum bis nach Amerika nachweisbar: Hier die russische Varietät (> 38: Die indische Varietät; > 328: Die ostsibirische Varietät; > 479 & 567: Die nord- und südamerikanischen Varietäten). Ausschnitt aus dem Gemälde von Wassili Perow: „Das letzte Geleit“ (1865; Staatliche Tretjakow-Galerie Moskau).

verlagerungen und mit ihnen verstärkte vulkanische Aktivitäten auf dem Kontinent, die um -11.000 in der Eifel ihren Höhepunkt finden und als *push*-Faktor für weiteren sprachlichen, kulturellen und kynologischen Austausch auf europäischer Ebene sorgen:

The most powerful among them was the eruption of the Laach Volcano 13.000 years ago. These eruptions considerably damaged the vegetation there and, in turn, banished the game from those areas. All this made people flee from the areas of catastrophes, according to archaeological findings, conceivably, up to the present-day Central Russia (Künnap, 307).

Dort, in Westrussland, werden gerade Räume frei, weil auch hier *push*- und *pull*-Faktoren dafür sorgten, dass die paläolithische Bevölkerung sich nach Norden ausdehnte: Das östliche Nordrussland (wie auch der größte Teil



Sprachfamilien und isolierte Sprachen in Eurasien (nach Ruhlen, 1987). In: Cavalli-Sforza u.a., 1994, 220, Fig. 4.8.1.

des Ural) war auch im Kältemaximum eisfrei. Südlich der Eisdecke verbreitete sich die periglaziale Zone (Julku, 128): Von Norden nach Süden gesehen breitete sich zuerst die Tundra und dann die Taiga aus. Daran schloss sich die Steppenzone an bereits mit Galeriewäldern, v.a. in der Nähe des Schwarzen Meers, das damals ein Binnensee und ein Süßwassermeer war. Das ukrainische Refugium war von seinem Charakter her zwar uneinheitlicher als das uralische, aber dort entfaltete sich auch die stärkste Konzentration mit einer ebenfalls recht starken Besiedlung an der Donau, während die Bevölkerungsdichte im Osten bis hin zur Wolga geringer war (Julku, 128). So nimmt eine einheitliche paläolithische Zone im damaligen Europa Gestalt an, die sich vom Atlantik bis zum südlichen Ural erstreckte und die sich in und nach dem Kältemaximum we-

gen des Vulkanismus vermischte und homogenisierte. In ihr liegt im Westen die Urheimat der proto-baskischen Völker und im Osten die Urheimat der finno-ugrischen Völker (Julku, 130). In ihr ist auch ein Hundetyp heute noch nachweisbar, der dem bereits erwähnten franko-iberischen Typ gleicht (> 36: Perows Bild).

Bilanz der Wanderungen

Die Szenarien der beiden Theorien (Ost>West vor bzw. West>Ost nach dem Kältemaximum) sind im Wesentlichen gleich, wenn auch spiegelverkehrt. Zur proto-baskischen Sprache im Süden nimmt Niskanen (38) noch das Piktische in England als eventuelle "internationale" Verkehrssprache an. Im Europa der Eiszeit, die Phase des Kältemaxi-

mums ausgenommen, gab es eine kulturelle Kongruenz vom Atlantik bis nach Westsibirien und in den Warmzeiten eine kulturelle Divergenz mit getrennten Populationen (Niskanen, 38): Daher kann man auch auf kynologischer Ebene annehmen, dass im Kältemaximum die Hundepopulationen zur Vermischung und so zu einem einheitlich(er)en Erscheinungsbild tendierten, denn die Entleerung von Ostfrankreich und Süddeutschland kurz vor, im und kurz nach dem Kältemaximum führte zu einer hohen Bevölkerungsdichte in Südwestfrankreich mit einer gut 20 Jahrtausende währenden Umwelt- und Verhaltensstabilität von Mensch und Tier: Von den ca. 20 „kurzfristigen“ Temperaturerhöhungen bewirkten nur wenige eine nachweisbare leichte Veränderung der Steinwerkzeugtechnologie, aber wohl keine wesentliche Veränderung der kulturellen Überzeugungen oder gar der Paläo-mentalität insgesamt. Die Menschen waren relativ sesshaft mit der beginnenden Etablierung arbeitsteiliger Gruppen (Jagd auf wandernde Rentiere und kultureller Austausch, beides unter Anleitung von Schamanen und über große Distanzen (Smith, 10-11). Spätestens im Kältemaximum dürfte im franko-iberischen Kulturraum jene Basishunderasse *pes/perro/pek* homogenisiert worden sein, deren Phänotyp von der Eiszeit bis zu den heutigen Varietäten Cao da Serra de Aires, Berger du Midi (Pyrenäischer FaceRase und Piémont), Gos d'Atura und Berger de la Crau u.a. über den Beauceron, Berger de Savoie und Entlebucher (u.a.) Sennenhund zum Rottweiler und Bouvier des Ardennes, mehr oder weniger variiert, konserviert ist: Besonders im Mesolithikum entwickeln sich regionale Mensch- und Hundevarietäten je nach Biotop und zunehmender Spezialisierung und Sesshaftwerdung der Jäger-Sammlerinnen-Gruppen, bei denen sich dieser zu Null tendierende Gen-Austausch zwischen Populationen bereits in der Veränderung der Schädelstruktur niederschlägt, wie Brace 1992 nachweist (zitiert von Niskanen, 38-9, in: Künnap). Der größere Teil dieser eiszeitlichen Basisrasse war mit hoher Wahrscheinlichkeit stock- bis langstockhaarig und schwarz-lohfarben, da man die Abzeichen über den Augen für das



Der Tripuri-Dog Indiens - die schwarz-lohfarbene indische Varietät des eurasisch-amerikanischen „Pes/perro/Pek“. In: Soman, Abb. 6.2.

Zeichen besonderer Kompetenz im Geistersehen hielt. Da in der Cordillera Cantabrica der autochthone Hund (> III) absolut identisch ist mit dem in den zentralen Pyrenäen vorkommenden Berger des Pyrénées in seinen beiden Erscheinungsformen Langhaar und FaceRase (~ Glatthaar), nehme ich an, dass der FaceRase die ursprüngliche franko-iberische Basisrasse ist und der Langhaar durch die Vermischung des FaceRase mit einem mit dem neolithischen Knowhow importierten Langhaarhund entstanden ist.

Im Drawidischen ist die Wurzel für die Bezeichnung des Hundes **-kur-*, das komplette Wort lautet *ku-kurra*, und im Baskischen heißt der erwachsene Hund *tsa-kur* - diese Übereinstimmungen sind am besten über die Haplogroup U5 zu erklären: Die aus U in Europa entstandene Unter-Haplogroup U5 hat ein ähnliches Alter wie die indische Haplogroup U5, die die häufigste und älteste U-Varietät in Indien ist (Kivisild, 1332). Aus U5 entsteht Pre-V und dann die baskische V-Haplogroup. Das alles bedeutet, dass der Hund als Kulturgut vor der Trennung der Gesamtgruppe am Kaukasus gemeinsamer Besitz der Anatomisch Modernen Menschen war: Aber welche Funktionen übte er im Paläolithikum aus?

2.1 Hunde, Bären und andere Tiere im Schamanismus



Die Frage nach der Funktion des Hundes im Paläolithikum zu verbinden mit dem Ansatz, die paläolithischen Jäger-Kulturen als schamanistisch zu begreifen, mag modisch erscheinen, oder schlimmer noch, vereinseitigend. Viele Zeugnisse der paläolithischen Kulturen aber werden mit dem schamanistischen Ansatz verständlicher als mit anderen Erklärungsmustern. Gleichwohl ist der Einwand vollkommen berechtigt, dass der Schamanismus nicht als Kulturmonopol missverstanden werden darf. Da auch ganz andere Ansätze, wie z.B. die Re-Konstruktion der Ursprungsgeschichte des Bewusstseins, wie sie Erich Neumann vornimmt, die kulturellen Zeugnisse des Paläolithikums in einen sinnvollen Zusammenhang stellen und sich zum Schamanismus-Ansatz komplementär, keinesfalls widersprüchlich verhalten, scheint mir die Gefahr der Vereinseitigung nicht zu sehr gegeben. Rollen wir also die Korrelation des Haustiers Hund zur Paläomentalität noch einmal auf, diesmal vom Schamanismus her, denn:

Shamanism may be one of the best opportunities we have of looking into a distant past that is fast disappearing (Smith, 36).

Der Begriff *Shaman* stammt aus der Sprache der Tungusen in Sibirien. Die Wurzel kommt aber zunächst aus dem Indo-Europäischen: *sa- heißt *wissen*, wie wir vom homo sapiens bereits wissen sollten. Ein Schamane ist also einer, der wissend ist. Insgesamt bezeichnet das tungusische Wort *einen, der etwas ekstatisch weiß*. Wahrscheinlich ist das bezeichnende *sa- schon ein vor-indoeuropäischer Signifikant und gleitet auf dem Vulkan der Bedeutung ein wenig hin und her: *Sarama* ist die Mutter der beiden in-

dischen Höllenhunde, die zwischen Leben und Tod vermitteln, und *samar* ist im Baskischen ein Gewand, das aus Tierfellen besteht. Schamanismus setzt die Belebtheit aller Dinge mit voraus: Der westliche Geist-Körper-Dualismus ist Jäger/Sammlerinnen-Kulturen fremd. Der Schamane vermittelt als Seelengeleiter der Verstorbenen zwischen dem Leben und dem Tod, und er verwandelt sich in Tiere, deren Fell er überzieht, um ihre Kraft auf sich zu übertragen. Der Schamanismus war weltweit verbreitet, und bevor er zu Beginn unseres 3. Jahrtausends wieder in Mode kam, hatten sich schon viele seriöse Forscher mit diesem Problem seit dem 19. Jahrhundert beschäftigt und bereits seine Herkunft aus den paläolithischen Höhlen angedacht. Die Prähistoriker Clottes und Williams haben 1996 die bisherigen Ansätze gebündelt und zu einer Theorie ausgearbeitet, die die eiszeitlichen Darstellungen auf Fels- und Höhlenwänden der franko-iberischen Region schamanistisch deutet. Dabei vermeiden sie leider nicht die Gefahr, ihre Methode als die allein seligmachende anzupreisen. Diesen monopolistischen Anspruch unterstütze ich nicht, wenn ich dennoch ihre Erkenntnisse und Deutungsangebote nutze. Nach dem Vorstoß von Clottes und Williams 1996 stützt ihre Theorie Whitley, der seine Untersuchungen zu den Felsbildern der Indianerstämme Kaliforniens im Jahr 2000 veröffentlicht. Da es fest steht, dass Nord- und Südamerika vor dem Ende der letzten Eiszeit von Nordostasien aus über die Beringstraße, die damals trockenen Fußes begehbar war, besiedelt wurden, kann man annehmen, dass die nordostasiatischen Völker ihre Schamanen selbstverständlich mit in die Neue Welt brachten, und auch ihre Tradition der Höhlen- und Felsmalerei bzw. -gravur. Diese Tradition hat sich über die Jahrtausende bis

zum 20. Jahrhundert in Kalifornien im Gegensatz zu Europa lebendig erhalten, was natürlich auch bedeutet, dass sie sich verändert, angepasst, entwickelt hat. Aber die schamanistischen Grundüberzeugungen sind in der Neuen wie in der Alten Welt unverändert gleich geblieben, und so werden paläolithische Felswandbilder in Afrika, Australien, Asien und Europa mit entsprechender Vorsicht durch die kalifornischen Erkenntnisse verständlicher. Indianische Traditionen sind in Nordamerika bis in unsere Zeit überliefert worden, und indianische Ethnologen konnten im Gegensatz zu ihren „weißen“ Kollegen ohne Kommunikationsbarrieren alte Indianer und Indianerinnen zum Sinn der Felsbilder befragen. Deren von einander unabhängige Informationen sind weitestgehend deckungsgleich und erlauben Rückschlüsse auch auf die eiszeitlichen Höhlenmalereien Eurasiens, für die ja keine Interviewpartner mehr zur Verfügung stehen. Außerdem gibt es bei uns Menschen so etwas wie neuropsychologische Universalien, die zumindest transkulturell sind und denen jeder Mensch unterliegt, der Halluzinogene einnimmt, ganz gleich, ob im Paläolithikum oder im 21. Jahrhundert. Auch diese neuropsychologische Zeitbrücke hilft, Sinn und Gestalt der Felsbilder und des Schamanismus zu erschließen. Rituelles und symbolisches Wissen galt den Indianern als Privileg, das nur für eine ganz bestimmte Kategorie von Personen reserviert war. Das waren die Schamanen und Schamaninnen. Ihnen erwuchs aus diesem Wissen Macht, aber auch Verantwortung. Sie waren die zentralen Figuren der Jägervölker (Lommel, 7). Und ihre Kunst, der Schamanismus, war zugleich die Basis ihrer Religion(en) wie die gedankliche Grundlage der ersten „Kunst“ überhaupt, der paläolithischen Fels- bzw. Höhlenwandbilder. Diese Felsbilder und -gravuren sind, wenn auch nicht ausschließlich, so doch zu einem großen Teil geschaffen von den Schamanen, meistens kurz nach ihrer Erleuchtung, um die Geister und die Ereignisse, die sie im Zustand der Erleuchtung gesehen und erlebt haben, in diesen

Bildern zu vergegenwärtigen, zu re-präsentieren. Dabei schufen sie Darstellungen, die nur für sie selbst, und andere, die auch für ein Publikum bestimmt waren. Diese Felsbilder sind den Schamanen und ihrem Clan/Stamm heilig, und auch ihr Ort ist heilig, denn dort ist die Tür zum Übermenschlichen: Man glaubte, dass im Zustand der Bewusstseinsveränderung des Schamanen die Felsspalten sich membranartig öffnen und ihm den Eintritt in die andere Welt erlauben. Neben dem „professionellen“ Schamanismus gilt ein zweites Prinzip bei den indianischen Völkern Kaliforniens, und es ist wohl auch in der eiszeitlichen Bilderhöhle Chauvet (> 63ff.) in Südfrankreich praktiziert worden: Im Pubertätsalter werden Mädchen und Jungen rituell (ein)-geweiht, man hilft ihnen (meist) Halluzinogene ein, worauf sie zuerst Visionen und dann einen persönlichen Schutzgeist bekommen, den sie in der Vision gesehen haben. Auch diese Jugendlichen, so ist es jedenfalls bei den kalifornischen Indianern Brauch, stellen dann ihren Schutzgeist in einer Felsmalerei oder -gravur dar. So gibt es neben der schamanistisch-erwachsenen auch eine pubertäre Darstellung von Schutzgeistern.

Die Berufung zum Schamanen erfolgt beispielsweise nach einer Krankheit, die mit herkömmlichen Methoden nicht heilbar ist. Oder der Kandidat zieht sich in die Einsamkeit heiliger Felsen oder Höhlen zurück, und durch Fasten und Genuss bestimmter Kräuter (wie Tabak in Nordamerika) bereitet er sich auf die Seelenreise in die Andere Welt vor, schafft er die Vorbedingung zu seinem Schamanentum: Seine Adoption durch einen Schutzgeist. Manche Kandidaten werden z.B. von einem Bären adoptiert, mit dem sie sich dann identifizieren: Wenn sie aufwachen, brummen sie wie ein Bär (Lommel, 69). Der Schutzgeist ist vermutlich ein Relikt aus der Zeit, als der Schamane noch in einer matriarchalen Gesellschaft tätig war, die eine Herrin der Tiere als oberste Gottheit verehrte (Ripinsky-Naxon, 1993, 76). Der kalifornische Schamanenkandidat trifft

auf seiner visionären, durch Halluzinogene stimulierten Reise, nachdem er durch eine Felspalte die Andere Welt betreten hat, in einem tunnelartigen Durchgang meist auf eine Klapperschlange und einen Grizzly-Bären, die als Wächter des Übernatürlichen Stationen der Prüfung für den angehenden Schamanen sind, manchmal sind es auch Mischwesen aus Mensch und Tier, bevor er in einem kristallinen Haus voller Reichtümer und Nahrungsmittel den Geist der Wildtiere sieht, der ihn in die Geheimnisse der rituellen Heilkunst einweihet und ihm Gesänge beibringt und Talismane (Rabenflügel, Falken- oder Uhukopf, Bärenatze und Glas- bzw. Kristallsplitter) mitgibt als Mittel seiner zukünftigen Macht (Whitley, 71-103). Diese Requisiten muss er jederzeit bei sich haben, und für nicht wenige Völker ist der Kristallsplitter, meist ein Obsidian (~vulkanisches „Glas“), ein äußeres Zeichen seiner schamanischen Würde, ein Ausweis seiner Initiation (> II: Zerstückelung durchs Obsidian-Messer).

Der Hund als Wächter und Rächer - eine Tradition von der Eiszeit an

Der Schamane kehrt nach seinem Lehrgang in der Anderen Welt durch einen anderen Ausgang aus der Höhle wieder zurück in sein alltägliches Leben und eröffnet seine Schamanenpraxis, in der er entweder spezialisiert (oder als Generalist zugleich) als Psychotherapeut, Arzt, Wettermacher, Wahrsager, Kalendermacher, Jagdhelfer, Bestattungszereemonienmeister und Seelengeleiter u.ä. arbeitet: Der gemeinsame Nenner all dieser Tätigkeiten zeigt den Schamanen als ... *a harmonizer of social and natural dysfunctions and imbalance* (Ripinsky-Naxon, 1993, 9). Bevor er seine Praxis eröffnet, gibt die Herrin der Tiere dem Schamanen auf, seinen Mitmenschen nichts von dem zu enthüllen, was er im kristallinen Haus gesehen und gelernt hat. Missachtet er dieses Schweigegebot, wird der Schamane von einem der Wächter des Über-

menschlichen getötet, dieser Wächter ist also auch Rächer, je nach Bedarf. Auch in afrikanischen Erzählungen, die dem Hund menschliche Fähigkeiten und Eigenschaften zuschreiben, droht der Tod, wenn jemand die menschlichen Fähigkeiten seines Hundes anderen Menschen verrät: In einer Geschichte der Zande

... fällt einem Honigsammler sein Beil vom Baum, und der Hund bringt es wieder herauf. Danach lehrt er den Mann die Sprache der Tiere, mit der Warnung, nichts davon zu verraten, sonst werde er sterben. Als der Mann das Geheimnis später doch verrät, stirbt er (B. Frank, 35).

Diese Wächter/Rächer sind mächtige Schutzgeister, die auch die Orte der Felsbilder bewachen. Sie sind meist von phantastischer Gestalt, sie können das *personifizierte Feuer* sein, dann kommen sie aus einer kleinen Felspalte hervor und ähneln einem Menschen ohne Beine, der durch die Luft schwebt. Oder sie haben die Gestalt eines

... magnifique chien étrange ... (qui) possédait un corps de serpent et des mains humaines à la place des pieds ... großartigen, seltsamen Hundes, ... (der) einen Schlangenkörper besaß und menschliche Hände an Stelle der Füße (Gayton, zitiert von Whitley, 82).

An die Stelle des *großartigen, seltsamen Hundes* können auch Grizzly-Bären und Klapperschlangen treten, die die heiligen Orte der Schamanen bewachen. Manchmal wird der Kandidat vom Bär verschlungen, dann spuckt der Bär nach und nach die Knochen des Kandidaten einzeln aus und zum Schluss die Haut des Novizen, der erst dann wieder auferstehen kann (Lommel, 74). Auf der altgermanischen Darstellung von Torslunda wird ein Mann gezeigt, dem zwei Bären antithetisch zur Seite stehen: Der Kampf zwischen Bären und Mensch ist



Ein Krieger, von zwei Bären umstellt: Ein Initiationsritual. Rechts: Ein Krieger aus Torslunda (Öland/Schweden): Mit bezahntem Hundekopf, die Vorderbeine des Hundefells um den Hals geschlungen, und mit einem Fellkittel mit belassener Hunderute (6. bis 7. Jahrhundert). In: Glosecki, Fig. 16 und Fig. 11 (rechts).

wahrscheinlich die Initiation des Novizen - die Bärengeister zerstückeln den Novizen, bevor sie seine Knochen wieder zusammenfügen und ihn, versehen mit den schamanischen Sakramenten, auferstehen lassen als neuen Schamanen (Glosecki, 207) - wie die Jäger das erlegte Wild aus seinen Knochen wieder auferstehen lassen. Auf einer Plakette von Sutton Hoo ist der Bär durch den Wolf ersetzt. Das Motiv bleibt gleich: Das Verschlingungsmotiv geht später auf den Wolf - man lese Märchen wie *Rotkäppchen* als degenerierte schamanistische Erzählungen - und den Hund über. Die Schamanen des Altai-Gebirges in Sibirien werden auf ihrem Weg in die Unterwelt von Hunden angefallen, die sie nicht durchlassen wollen. Die Hunde werden aber durch vorher vom Schamanen eingesteckte Leckerbissen beruhigt (Lommel, 149): Ein Trick, den wir später in der entschamanisierten Welt der Indo-Arier wieder antreffen werden (> II). Bären und Hunde sind also austauschbar unter bestimmten Voraussetzungen, wozu die Bedingung gehört, dass der Hund *seltsam* und *großartig* zu sein hat, also kein alltäglicher Hund sein darf. Dieser Hund, der meist mit einem Schlangenkörper ausgestattet ist, erinnert an den griechischen Hades-Hund Kerberos (> II), der hinter seinem Hundekopf einen Nacken

und Rücken aus Drachenschuppen hat. Auch Kerberos ist, wie die vielen anderen indo-europäischen Höllenhunde, ein Wächter vor dem Eingang zur Anderen Welt, und er kann auch Rächer sein, wenn er im Gefolge bestimmter indo-europäischer Götter wie Wodan bzw. Odin, Rudra usw. (> II) durch die Lüfte fliegt und menschliche Seelen ergreift. So wie der nordische Gott Wodan/Odin auf einen proto-indoeuropäischen schamanischen Gott Uelonos (> II) zurückgeführt werden kann, der der Ur-Schamane aller indo-europäischen Hirtenvölker war, so können Kerberos und seine indo-europäischen Mithunde zurückgeführt werden auf den schamanischen Urhund, der mit dem Bären und anderen Tieren, je nach Kultur, sich die Rolle als Wächter und Rächer der übermenschlichen (Unter-)Welt teilt.

Totenreich und anderer Zustand

Die Konvergenz zwischen den Wächterhunden des Totenreichs und den Wächterhunden an der Schwelle zum Anderen Zustand des Schamanen im Kristallinen Haus ist kein Zufall: Das Überschreiten der Schwelle von der Alltäglichen Welt zur Nichtalltäglichen Welt wird vom Schama-

nen erfahren als ein Beinahe-Tod. Die moderne Todesforschung hat gezeigt, dass kein wesentlicher Unterschied besteht zwischen der Todeserfahrung westlicher Menschen und Angehöriger von paläoementalen Kulturen. Man kann von einer prinzipiellen Identität dieser transpersonalen Erfahrungen ausgehen, die zum Repertoire der menschlichen Psyche gehören wie jede „normale“ Empfindung oder jeder kognitive Vorgang. Jedem Menschen steht grundsätzlich ein Spektrum an geistigen Möglichkeiten offen, *das unsere kühnsten Träume übertrifft* (Kalweit, 67). Jeder Mensch besitzt die Möglichkeit, sein Bewusstsein vom Körper abzuspalten und in eine nichtphysische Welt des Geistes einzudringen. Die Erforschung des Bewusstseins mit Hilfe des Bewusstseins haben die traditionellen Stammesgemeinschaften viel weiter vorangetrieben als heutige Psychologen. Und der Schamane ist der Meister dieser Bewusstseinsfunktionen. Viele Völker haben das Totenreich als eine „verkehrte Welt“ konzipiert, in der bestimmte Dinge oder Verhältnisse umgekehrt, auf den Kopf bzw. auf die Füße gestellt sind. Die Saami/Lappen glauben z.B., die Toten liefen mit ihren Fußsohlen gegen unsere Welt, im samojedischen Totenreich laufen die Flüsse rückwärts, die Sonne geht im Westen auf, man wird nach der Geburt zusehends jünger usw. (Kalweit, 69): Das ist das schamanische Prinzip der Inversion. Die Reise in die Andere Welt ist durch Schwierigkeiten, Hindernisse und Testsituationen gekennzeichnet. Auch am Eingang ins Totenland stehen an einer Brücke meist ein oder zwei Jenseitswächter, die zugleich Totenrichter sind und die die Seelen über ihr Leben ausfragen. Diese Wächter trennen die guten von den bösen Seelen, die Bösen werden festgehalten oder von der Brücke gestürzt (Kalweit, 70). Die konkrete Ausgestaltung dieser Szene ist so vielfältig wie es Stammesgesellschaften gibt, die Zahl und Art der Motive ist aber begrenzt: *Wir finden das Motiv des Flusses, der großen Vögel, der Brücke, des Wächters* (Kalweit, 73).

Die Funktion der Wächter am Tor oder an der Brücke zur Anderen Welt nehmen in den Vorstellungen der indo-europäischen Hirtenvölker die Herdenschutzhunde ein, wie wir in Band 2 noch ausführlich sehen werden. Diese Stationen der Prüfung auf dem Weg zur Unterwelt haben die Schamanen bereits vor ihrem definitiven Tod auf dem Weg in die Andere Welt, die Welt der Inversion, kennengelernt. Sie sind psychotherapeutisch und rituell auf die Geistreise in die Andere Welt durch veränderte Bewusstseinszustände vorbereitet: Für sie

entpuppen sich die Gefahrensituationen als Fata Morgana der eigenen angstvollen Psyche. Offenbar soll das Bewusstsein lernen, die von ihm selbst halluzinierten Barrieren zu zerstören (Kalweit, 74).

Während der Jenseitsreise - sei sie endgültig oder „nur“ ein Ausflug - kommt es in allen Kulturen auf die gleichen Verhaltensweisen des Heroen oder des Schamanen an: Der Reisende darf sich nicht einschüchtern lassen von den Gefahren, sonst verschlingen ihn die Angreifer - und er wird Opfer seiner eigenen Projektionen (Kalweit, 74). Mit dem Hinabsteigen in eine untere, gefährliche und unlustschwängere Welt löst sich das Ich des Schamanen aus seiner kindlichen Identität mit dem uroböserischen Kreislauf der Selbstzeugung (> 411-2), den die Große Mutter repräsentiert (Neumann, 1949, 43). Der Schamane ist der Pionier dieser Bewusstseinsweiterung noch unter matriarchalen Bedingungen. Auch die Seele kann Opfer dieser Angreifer werden: Deshalb verweilt sie in fast allen Kulturen nach dem Tod noch eine Weile in ihrer Behausung. Während dieser Zeitspanne (bis zu drei Tage) bemühen sich viele Völker, die Seele durch Singen und Beten auf den richtigen Weg ins Jenseits zu geleiten (Kalweit, 75). Bei allen indo-europäischen Hirtenvölkern und bei vielen zirkumpolaren Jäger-Sammler-Völkern wird die Seele von einem Hund auf den richtigen Weg durch die Jenseits-

geographie gebracht. Dieses Jenseits ist so konzipiert, dass es aus all jenen Eigenschaften besteht, die unser Bewusstsein besitzt, wenn es vom Leib unabhängig existiert (Kalweit, 76). So werden Geister als allwissend beschrieben, sie kennen Zukunft und Vergangenheit aus der kosmischen Perspektive der Ganzheit. Sie nehmen eine überräumliche und überzeitliche Position ein. Gerade aus diesem attraktiven Grund versuchen Menschen, und das sind dann meistens schon Schamanen, mit übermenschlichen Geistern in Kontakt zu kommen (Kalweit, 77). Dazu sind als Mittel geeignet befristete Jenseitsreisen, Kontakt mit jenseitigen Tieren oder Geistern sowie der Erwerb von Machtgegenständen (Kalweit, 103). Um diesen Kontakt zu übermenschlichen Geistern und Tieren zu erlangen, muss der Schamane die Alltägliche Welt verlassen und in die Nichtalltägliche Welt „eintauchen“. Das gelingt oft in der Nähe von Quellen oder Wasserläufen (Whitley, 82), und in der uralischen Kapova-Höhle ist das besonders sinnfälliger, da die Quelle dort selbst bei -30° nicht zufriert (Scelinskij, 21), also nicht „stirbt“: Das Überleben der Quelle bei eisigsten Temperaturen wurde der Kraft des Bären zugeschrieben, wie man nicht nur, aber auch am vorklassischen Griechenland sehen konnte: *The bearish places of preclassical Greece were all near springs* (Shepard/Sanders, 74).

In eine Höhle einzudringen, ist also zugleich ein realer Vorgang und die Metapher für den Eingang des Schamanen in den anderen Bewusstseinszustand. Diese Reise der Seele in einen anderen Zustand, in *den Anderen* Zustand, ist eine gefährliche Unternehmung, deren Risiko sich vergegenständlicht in der Gefährlichkeit der Tiere, auf die z.B. der kalifornische Schamane im ersten Abschnitt seines Anderen Zustands trifft: Die Klapperschlange und der Grizzly-Bär. Der Schamane hat Umgang mit diesen und mit anderen Tieren, deren wichtigstes Merkmal es ist, dass sie zwischen der alltäglichen Welt des Menschen und der Welt des Übermenschlichen mühelos hin und her

wechseln können: Der Tausendfüßler und die Schwarze Witwe gehören dazu wie fast alle Vögel (außer den aassfressenden wie Geier oder Condor), Heuschrecken, Salamander, Schildkröten, Biber usw.: Sie alle sind in der Lage, von der Oberfläche (dem Boden) der menschlichen Welt in die Lüfte oder ins Wasser oder unter den Erdboden - also zwischen den schamanischen Etagen der Welt - zu wechseln. In diesem Vermögen zeigt sich ihre große Macht und eben auch ihre Gefährlichkeit. Die Winkel, in die sich ein Schamane zurückzieht, sind meist Felsüberhänge im Gebirge oder Höhlen, oft in der Nähe von Quellen oder Wasserläufen. Diese Orte waren prinzipiell bewohnt von Geistern; die Schamanen erhielten ihre Macht direkt von den Felsen und vom Gebirge selbst:

D'ailleurs, on disait des chamanes de cette région qu'ils tenaient leur pouvoir des rochers et des montagnes elles-mêmes (Whitley, 88).

Später wird man von den domestizierten Tieren in den Pyrenäen auch noch sagen, dass es das Gebirge ist, das den Pyrenäenmenschen diese Tiere gibt (> III). Auch hier und jetzt, Jahrtausende nach dem Verlöschen der eiszeitlich-schamanistischen Kultur im Süden Frankreichs, bleibt die schamanistische Erklärung der Welt gültig. Dieses merkwürdige Verhalten zum Ergebnis der Domestikation wird uns noch beschäftigen, theoretisch wie praktisch, denn es ist auch der Hund, den „uns“ das Gebirge gegeben hat, folglich kann es „uns“ immer wieder einen Herdenschutzhund und einen Hütehund geben und folglich brauchen „wir uns“ um den Fortbestand dieser Hunde keine Sorgen zu machen - ein tragischer Irrtum in heutiger Zeit, der aber im ursprünglichen Verwendungszusammenhang die Garantie für Rustikalität und Funktionalität dieser Hunde war. Doch bevor wir uns den kynologischen Spätfolgen des Schamanismus zuwenden, wollen wir zunächst verstehen, wie er selbst funktioniert.

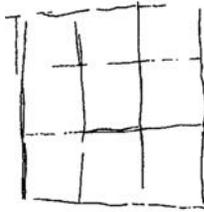
Schamanismus ohne Schaukelstuhl und Tapete

Ziel des Schamanen ist es, in Trance (meist, aber nicht ausschließlich) und dadurch in Kontakt mit anderen Welten zu kommen, indem die Seele den Körper des Schamanen für diese Reise verlässt. Schamanische Gesellschaften betrachten den Seelenflug während der Trance oft als kontrollierte Form des Träumens, in welcher der Schamane eine unfreiwillige Form allgemeinemenschlicher Erfahrung, das Träumen, zu einer kontrollierten Technik macht (Vitebsky, 14). Autogenes Training kann dazu hilfreich sein, aber meistens werden Halluzinogene eingenommen, die eine Reise der Seele in drei Stadien (manche Kulturen unterscheiden bis zu neun Stadien) bewirken: Das erste Stadium lässt den Kandidaten vorzugsweise geometrische Muster sehen, ganz gleich, ob er sich mit Halluzinogenen oder mit autogenem Training für die Reise vorbereitet hat:

Eine Tapete mit einem unsagbar wirren, geschmacklosen, aber durchaus unvollendbaren und fremden Muster. Und ein Schaukelstuhl aus Rohr; wenn man sich in diesem wiegt und die Tapete anschaut, wird der ganze Mensch zu einem auf- und niederwallenden Gewirr von Ranken, die binnen zweier Sekunden aus dem Nichts zu ihrer vollen Größe anwachsen und sich wieder in sich zurückziehen (Musil, 6, Grigia, 235).

Der Invertant auf einer Schaukel sitzend, hin und her invertierend, schaukelnd zwischen N und I (Berz, 178).

Weder das Tapetenmuster noch der Musilsche Schaukelstuhl des beginnenden 20. Jahrhunderts begünstigten in den eiszeitlichen Höhlen den autogenen Eingang in die Trance, um in Musils *Anderen Zustand*, oder aus der N-Welt, der Normal-Welt, in I-Welten, invertierte Welten, in ein Reich see-



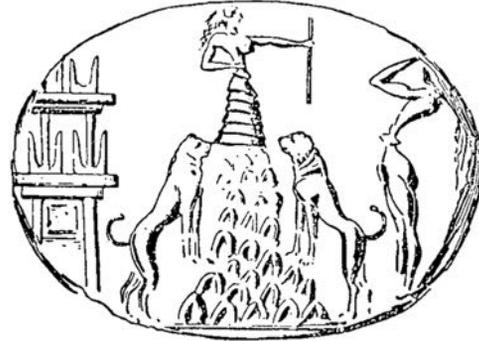
Zwei der sieben entoptischen Grundmotive im 1. Stadium der Trance. Wir erkennen links unten Musils Tapete mit dem „wirren Muster, unvollendbar und fremd“. In diesem Stadium „wird der ganze Mensch zu einem auf- und niederwallenden Gewirr von Ranken...“

lich-optischer Täuschungen zu gelangen. Aber die unregelmäßigen Lichtquellen (Kienspan, Talglampe) ersetzen dem angehenden Schamanen der Eiszeit den Schaukelstuhl und helfen ihm, die Höhlenwand als Membran zu erleben, die wie ein dünner Schleier zwischen ihm und der I-Welt der unteren Ebene steht - weit weniger kreativ erlebt der heutige Mensch die Kino-Leinwand als Membran -, und die unregelmäßigen Lichtquellen verstärken im eiszeitlichen Schamanen wie im Menschen des 20. und 21. Jahrhunderts

den Eindruck, dass sich unter dem Aussehen dieser Gegend, das so fremd vertraut flackerte wie die Sterne in mancher Nacht, etwas sehnsüchtig Erwartetes verberge (Musil, 235).

Unter dem zuerst keineswegs *fremd vertraut* flackernden Aussehen der Höhlenwand und der Bilder, die aus einem schwankenden Hell-Dunkel entstanden sind (*ces images nées d'un clair-obscur fluctuant*, Clottes/Williams, 91), verbirgt und enthüllt sich für den Schamanen die Welt der Geister. *Fremd* ist ihm das Bild, weil er eine einmal gefundene Position und Beleuchtung beibehalten muss, will er das Bild nicht verlieren. *Vertraut*, weil nur von ihm das Entstehen des Bildes abhängt - verändert er seine Position oder den Beleuchtungswinkel, muss sich das Tier(bild) und dessen Geist hinter die Wand zurückziehen. Nach schamanischem Denken

ist der „Geist“ das eigentlich „Wesenhafte“ der Erscheinungen, das, was ein Tier zum Tier macht, ein Werkzeug zum Werkzeug. „Geist“ kann aber ebenso Bewusstsein bedeuten. Da „Seele“ und „Geist“ im westlichen Denken einseitig besetzte Begriffe sind, ist „Lebenskraft“ vielleicht eine neutralere Bezeichnung. Alles ist belebt, und so wie jede Person und jedes Tier einmalig ist, hat jeder Fluss, jeder Berg seinen eigenen Geist, mit eigenen Namen, Fähigkeiten und Wirkungen nicht nur auf die Menschen, sondern auch auf seine übrige Umgebung - in jedem Objekt von ungewöhnlicher Form einen menschlich-göttlichen Körper zu erkennen, ist eine erste Form von Fetischismus. Es waren *Bergzwerge*, *Felsenbabies* oder *Wasserbabies* (Whitley, 75), die auf der Haut des Berges die Gravuren und Malereien anbrachten, wenn Paläomenschen eigentlich von den Schamanen sprachen als den Urherbern dieser Darstellungen. Und die kalifornischen *Bergzwerge* waren keineswegs niedliche Vorgartenzwerge, sondern Schutzgeister mächtiger Schamanen. Und da der Schamane und seine Schutzgeister in jeder Hinsicht unlöslich verbunden sind, ist die Auskunft, die *Bergzwerge* hätten die Felsbilder geschaffen, eine Metapher für die künstlerische Tätigkeit des Schamanen. Auch im Baskenland wie in vielen anderen Gebirgsregionen der Welt ist noch heute jeder Berg mythologisch mit Zwergen bevölkert, nur die Schamanen, die früher dazu gehörten, hat man heute vergessen. Dem westlich geprägten Menschen ist nach langem Abstraktionsprozess vom Berg nur noch der Name geblieben, seine früheren Fähigkeiten und Wirkungen sind dem heutigen Menschen unzugänglich. Nicht so in der paläolithischen und neolithischen Gedankenwelt des Alten Europa. Da war der höchste Berg einer Region nicht einfach ein Verkehrshindernis oder die Gelegenheit für Skisport, sondern der Ursprungsort der Welt, d.h. des Clans oder des Stamms. Und er (?) war eine Berggöttin, die sich die paläolithischen Menschen als Geist oder Tier, als Mutter aller Tiere und als den Schutzgeist starker



Die große Göttin Alteuropas als Königin der Berge und Herrin der Tiere auf einem minoischen Siegel aus Knossos (um -1.600). In: Gimbutas, 1995, 108.

Schamanen (Lommel, 100) vorstellten; die neolithischen Menschen stellten sich diese Eigenschaften bereits personifiziert vor, eben als Bergkönigin, aus der die Menschen hervorgekommen sind: Für den modernen Menschen steckt die Sprachwurzel *g(w)yn in *König* und *Queen*, *Gwyneth* und *Gwendolyn* - die Basis dieser Formen ist die globale Etymologie KUNA (> 12). Vor den Löwen, von denen die Bergkönigin ab dem -3. Jahrtausend immer öfter flankiert wurde, waren in Europa geflügelte Hunde ihre Begleittiere (Gimbutas, 1995, 109). Nach ihren Hunden wurde die Berggöttin selbst im Zuge der Patriarchalisierung der Gesellschaft durch einen männlichen Kollegen abgelöst. Diese geflügelten Hunde waren die positiv besetzten Vorgänger der später bei den indoeuropäischen Hirtenvölkern zunehmend negativ besetzten Wächter-Hunde am Eingang zur Anderen Welt (Kerberos, Geri, Spitak und wie sie alle heißen). Und sie sind die Nachfahren oder Doppelgänger auch des kalifornischen *großartigen* und *seltamen Hundes*, der die heiligen Berge der Schamanen bewacht. Der Jüngling, der unsere Berggöttin ekstatisch anbetet, und dessen Gebet wohl auch erhört wird, wie es den Anschein hat, kann sehr wohl ein angehender Schamane sein: Das Eindringen in die Höhle des Berges wird metaphorisch geschildert als se-



Felsgravierung bei Tiout, Nordafrika: Vermutlich die Darstellung einer Jagdszene, in der die Herrin der Tiere dem Jäger hilft durch eine Tele-Verbindung von Genital zu Genital - eine eindeutig sexuelle Beziehung zwischen dem Jäger und der Herrin der Tiere. Die Figur zwischen Jäger und Strauß kann als Hund verstanden werden. In: Lommel, 33.

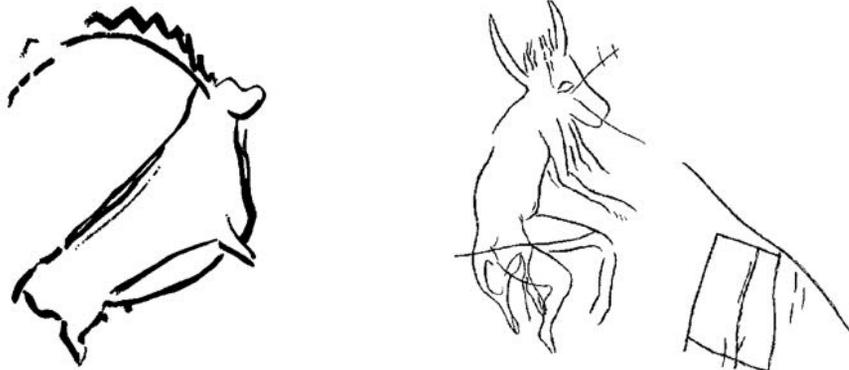
xuelle Beziehung mit einem übermenschlichen Wesen, sei es ein Tier, dann meist eine Bärin, oder ein Mischwesen aus Mensch und Tier - diese humanoiden Wesen sind entweder die Schutzgottheit der Wildtiere oder tote Schamanen bzw. Schamanen in Trance. Die Beschreibungen, die die nicht-schamanischen Mitmenschen in Kalifornien von den Orten der Felsbilder geben, insistieren auf dem Reichtum und der Gefahr, die diesen Orten anhaften (Whitley, 83). Sie glaubten, die Schamanen verfügten frei über alle Reichtümer des kristallinen Hauses und sie besäßen eine sexuelle Raubrittermentalität, da sie ja mit übermenschlichen Wesen sexuellen Kontakt hätten. Man sieht: Üble Nachrede gibt es überall. Dabei hat der Schamane anderes zu tun als das, was man ihm unterstellt. Im Kristallhaus oder im Steinhaus - eine Stilfigur, die halb als Metonymie, halb als Metapher für das Innere des Berges steht - muss er den unheimlichen Kontakt aushalten mit den Geschöpfen aus Licht und Dunkel:

Plus peut-être que toutes autres images paléolithiques, ces „créatures“ de lumières et de ténèbres révèlent les interactions complexes entre la personne et les esprits, l'artiste et l'image, la roche et l'animal-esprit (Clottes/Williams, 91).

Diese Geschöpfe aus Licht und Dunkel enthüllen mehr vielleicht als alle anderen paläolithischen Darstellungen die vielfältigen Interaktionen zwischen der Person und den Geistern, dem Schamanen und dem Bild, der Felswand und dem Tiergeist, wie Clottes/Williams zusammenfassen. Reicht der optische Eindruck nicht aus, muss der Tastsinn nachhelfen: Der Schamane erspürt die kleinsten Unebenheiten in der Höhlenwand und erlebt sie beispielsweise als Auge eines Bisons, der ihn durch diese Wand ansieht. Sein „Geist“ vervollständigt das Tier zunächst in seiner Phantasie und vergegenständlicht es dann in einem Bild. So können Clottes und Williams sagen, dass es die Höhle selbst ist, die das Entstehen besonderer Bildkategorien beinahe erzwingt:

Comme dans tant de cas semblables, on pourrait dire que c'est la caverne elle-même qui a donné naissance à des catégories d'images particulières (Clottes/Williams, 86).

Die Höhle ist das Eingeweide des Gebirges. Und es ist das Gebirge, das dem eiszeitlichen Menschen den Steinbock als Jagdobjekt anbietet - oder das eiszeitliche Pferd. Später wird das Gebirge den Basken das Pottok-Pony geben - oder dem pyrenäischen Züchter die pyrenäischen Hunde: Schamanische Relikte bis ins 20. Jahrhundert... Daran erkennen wir, dass Tradition auch kontraproduktiv oder bequem sein kann, wenn sie falsch verstanden wird und fatale Konsequenzen mit sich führt: Was kann der Züchter dafür, wenn ihm das Gebirge nicht mehr den Hund gibt - oder nicht mehr den funktionstüchtigen Hund? Das Gebirge gibt in Gestalt der Herrin der Tiere, der späteren Berggöttin, dem Schamanen (s)einen besonderen Helfertiergeist. Der angehende Schamane sieht ihn vielleicht im zweiten Stadium der Trance, z.B. einen Steinbock, ein Gebirgstier par excellence. Und im dritten Stadium erscheint der Schamane sich selbst als ein Mischwesen aus Mensch und Tier. Aber das Bildmotiv, das der Schamane



Stadium 2 der Trance: Der Invertant „sieht“ in Motiven des 1. Stadiums Teile des von ihm gesuchten Tiergeists: Hörner oder Körper eines Steinbocks z.B. Rechts: Ein Schamane im 3. Stadium der Trance: Mit fast geradem Oberkörper, halb geknickten Beinen, nach vorne gestreckten Armen, einem schwanzartigen Fortsatz und einem Wisent-Kopf und Wisent-Fell bekleidet; Kraftlinien durchziehen den Schamanen, eine setzt sich in einem gitterförmigen Zeichen fort; in der Grotte Gabillou/Dordogne/Frankreich.

im dritten Stadium der Trance sieht, kann auch die reduzierte Darstellung der Schöpfung der Welt oder der Herrin der Tiere sein, kondensiert in einem einzigen, aber wesentlichen Motiv (Whitley, 92), das nur dem Schamanen verständlich ist, da es im Gegensatz zur etablierten Religion späterer Epochen keinen Bilderkodex gibt. Diese Sicht der Mischwesen als Darstellung der Schutzgottheit der Tiere favorisiert Smith (98) anstelle der Selbstdarstellung des Schamanen, und wie ich meine, zu Recht.

Ein Kulturraum vom Atlantik bis zum Ural und noch weiter

Das als *Behornter Gott* berühmte Mischwesen aus der Höhle Les Trois Frères in den Pyrenäen ist eine gemalte und gravierte Gestalt mit einem Hirschgeweih und Ohren vom Hirsch. Die hervorragend wiedergegebenen Augen stammen von einem Greifvogel, und Bosinski fährt in seiner Beschreibung fort:

Die „Arme“ sind dagegen die Pranken eines Bären, und außerdem besitzt die Gestalt einen Pferdeschweif. Die Form

des männlichen Geschlechtsteils ist menschlich, aber wie bei einer Katze plaziert. Beine und Füße sowie die Körperhaltung sind ebenfalls die eines Menschen. Es wurde mehrfach darauf hingewiesen, dass die Attribute des „Dieu Cornu“ (~ des Behornten Gottes) zugleich eine Addition hervorragender Eigenschaften - das scharfe Auge des Raubvogels, die Kraft des Bären, die Schnelligkeit des Pferdes - symbolisieren ... Das Hirschgeweih auf dem Kopf erinnert ... an sibirische Schamanen. Der ... Schamane der Tungusen trägt ebenfalls ein Hirschgeweih ... Das Hirschgeweih ist ein wichtiges und weit verbreitetes Attribut eurasischer Schamanen, das sich auch archäologisch weit zurück verfolgen lässt. In diesen Zusammenhang gehören die Hirschgeweihmasken des Mesolithikums von Star Carr (> 56-7), Hohen Viecheln und Bedburg-Koenigshoven, aber zum Beispiel ebenso skythische Darstellungen. In einen solchen Zusammenhang gehören schließlich auch Gräber, in denen am Kopf des Toten ein Hirschgeweih liegt. Solche Gräber sind aus dem Spätmesolithikum um 5.000 v. Chr. von den heu-



tigen Inseln (damaligen Küstenregionen) der Bretagne sowie aus Dänemark und Südschweden bekannt. Dieser Grabbrauch - und wohl ebenfalls die mit ihm verbundenen Vorstellungen - lassen sich in einem Kindergrab von Qafzeh bei Nazareth bis in die Zeit vor etwa 100.000 Jahren zurückverfolgen. Zu den mesolithischen Gräbern von Skateholm in Südschweden zählt außerdem das Grab eines Hundes mit einem Hirschgeweih. Und in den skythischen Gräbern von Pazyryk im Altai trägt ein Pferd ein Hirschgeweih. Zum sibirischen Schamanenkostüm gehört bis heute ein Hirschgeweih ... Die Tracht des tungusischen Schamanen weist auch Attribute anderer Tiere auf. So trägt der Schamane an Fingern und Zehen Bärenkrallen (Bosinski, in: Scelinskij, 165-66).

Der „Behornte Gott“ in der Höhle Les Trois Frères muss in engem Zusammenhang gesehen werden mit einem dicht gravierten Bildfeld, das mehrere Wisente und Rentiere zeigt. Unten, in der Mitte dieses Bildfeldes, ist ein Stier-Mensch (~ Mischwesen aus Mensch und Wisent) dargestellt:

Der obere Teil der halb aufgerichteten, 30 cm hohen Gestalt stammt vom Wisent. Die Form des männlichen Geschlechtsorgans gehört ebenfalls zu einem Wisent, ist jedoch wie bei einem Menschen angeordnet. Auch die Hal-



Stadium 3 der schamanischen Trance: Der Invertant sieht Synthesen aus den Stadien 1 und 2. Im Gegensatz zum Schizophrenen bleibt er sich bewusst, dass seine Visionen nicht Bestandteil seiner alltäglichen Welt sind. Oben links: Der Schamane als Wisentmensch in Les Trois Frères im Aufgang zum „Behornten Gott“ - ein zugleich tanzender und musizierender Schamane. Mitte: Die Schutzgottheit der Tiere (der „Dieu Cornu“ ~ der Behornte Gott) in der Höhle Les Trois Frères (Ariège, Pyrenäen/Frankreich): Wolfsohren, Rentiergeweih, Pferdeschwanz, Bärenpranken - jeder Teil ihrer Anatomie scheint von einem anderen Tier zu stammen - sie vereint die Lebenskraft aller Tiere und Menschen in sich und deutet deren gemeinsamen Ursprung an (> 55: Bild). Oben rechts: Ein Schamane im 3. Stadium der Trance, in einer Art Leichenstarre. Das typische Kennzeichen des Schamanen, der Vogelstab, ist neben ihm in den Boden gesteckt. In der Grotte Lascaux (Dordogne/Frankreich) - Mohen (1995, 41-3) versteht diese Szene als Darstellung eines Jagdglücks. Alle 3 Stadien in: Clottes/Williams, 92. Abb.92.

tung des Hinterbeins ist menschlich ... Weiter oben in dem Aufgang zum „Dieu Cornu“ ist an der rechten Wand - in der Mitte eines Bildfeldes mit Wisenten, Pferden, Rentieren, Steinböcken und einem Nashorn - ein weiterer Stier-Mensch gezeichnet. Die aufrecht und in menschlicher Haltung wiedergegebene

Gestalt hat einen Wisentkopf sowie menschliche Beine und Füße. Es könnte sein, dass hier ein Mensch in einem Wisentfell wiedergegeben ist, wobei der untere Teil des Tierfells mit dem Schwanz im Beinbereich herabhängt (> 49, links; Bosinski, in: Scelinskij, 163).

Bosinski rückt zwar die Darstellungen der Stier- bzw. Wisent-Menschen in die Nähe des Schamanismus, er hält die Mischwesen aber für die Darstellung einer Gottheit und nicht für die eines Schamanen in Trance. Ich denke, dass beide Bedeutungen möglich sind, wenn man die Darstellungen in einem invertierten, und das heißt: schamanischen Wertesystem betrachtet, denn der Schamane identifiziert sich in der Trance mit seinem Tiergeist.

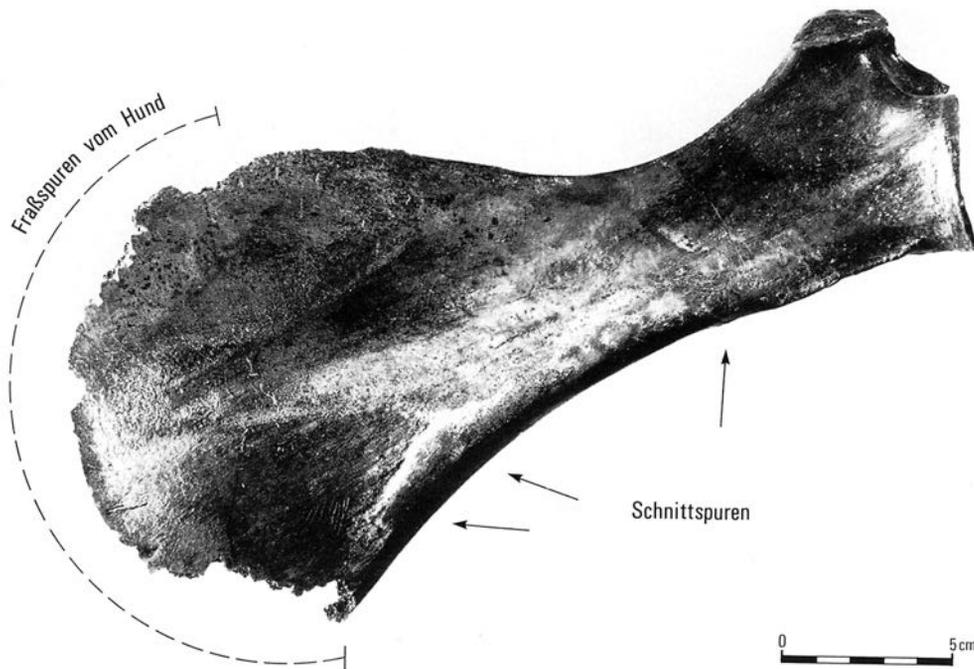
Dass in Skateholm Einzelgräber von Hunden gefunden wurden (Cunliffe, 1994, 107 & 121), zeigt allein schon die Sonderstellung, die dieser Hund in der mesolithischen Gesellschaft Südschwedens eingenommen haben muss. Werden ihm aber noch *very rich grave goods* wie z.B. ein Hirschgeweih mitgegeben und ... *positioned as if the dog had been a human* (Cunliffe), dann ist er mit höchster Wahrscheinlichkeit zusätzlich in einem schamanischen Zusammenhang zu sehen, zu dem es eine ethnographische Parallele bei den südamerikanischen Jívaro gibt (> 94-5).

Dort geben die Jäger bestimmten Jagdhunden vor der Jagd das Halluzinogen Ayahuasca (~ Ranke (> Musil!) der Seelen) ein, das den Jagderfolg offensichtlich nicht beeinträchtigt, sondern die Wahrnehmungsfähigkeiten und Jagdinstinkte des Hundes noch gesteigert hat (Kalweit, 165). Schon dass Hunde wie Menschen beigesetzt werden, ist ein Zeichen für die hohe Wertschätzung des Hundes - das Hirschgeweih als Beigabe im Hundegrab aber zeigt darüber hinaus eine sehr enge Verbindung an zwischen einem zentralen schamanischen Requisite, nämlich dem Geweih als Wachstumssymbol, und dem Haushund. Mit Hirschleder sind übrigens die Trommeln vieler Schamanen bespannt (Lommel, 221). Es

spricht fast alles dafür und nichts dagegen, im Hund von Skateholm das Begleittier eines Schamanen zu sehen. Das zur Heimtschickung der Seele ins Jenseits vom Schamanen verwendete Tier ist von Lipskij (in: Paproth, 50) als Kriterium eingeführt worden, welche Herkunft für den betreffenden Stamm anzunehmen ist: Wenn das Geleittier ein Hund ist, zeigt das nach Lipskij paläo-sibirische Herkunft an - abgewandelt auf den Kontext von Bedburg indiziert das Geleittier Hund paläolithischen Ursprung. Das Hirschgeweih und der Wisent-Umhang als schamanische Kennzeichen reichen räumlich vom franko-iberischen Kulturkreis der Eiszeit bis zu den nordwesteuropäischen Küsten im Mesolithikum und zu den „skythischen“ Kurganen im asiatischen Altai-Gebirge (> 106). Zeitlich erstreckt sich diese Tradition vom franko-iberischen Aurignacien der Grotte Chauvet (um -32.000) über das Magdalénien im Ural (um -13.000; Chaos-Saal der Kapova-Höhle, in: Scelinskij) bis zu den letzten sibirischen Schamanen im 20. Jahrhundert.

Hunde, Jäger und Schamanen in Europa, Asien und Amerika

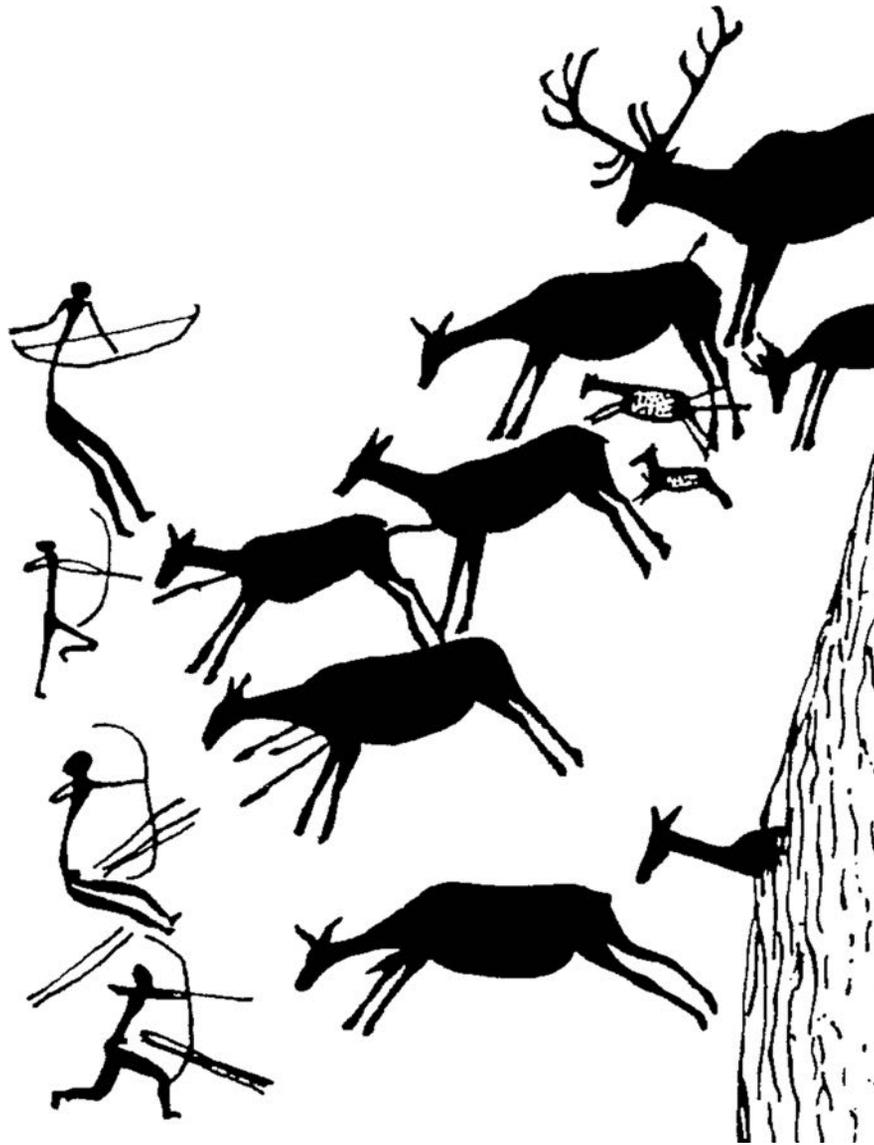
Ein Bindeglied zwischen den eiszeitlichen und historischen Funden sowohl des Hundes als auch schamanischer Requisiten und eine Etappe auf der Wanderung nordwärts ist der international bedeutsame, aber ebenso international kaum beachtete Fundort Bedburg-Königshoven an der Erft im Rheinland. Diese Sommersiedlung war um -7.700 Ziel nahezeitlicher Jäger, die an diesem Altarm der Erft, einem Nebenfluss des Rheins, ihre Jagdbeute zerlegten und verzehrten. Die Jagdbeutereste setzen sich zusammen aus Fischen (Hecht und Barsch), verschiedenen Vögeln (wobei der Weißstorch auf die sommerliche Nutzung des Camps verweist) und Großsäugetieren wie Biber, Dachs, Pferd (das allerdings nur halb so groß war wie mittelalterliche Artgenossen), Rothirsch, Reh,



Teil der Jagdbeute im mesolithischen Bedburg: Das Schulterblatt eines Wildpferdes, das durch Entfleischen entstandene Schnittspuren sowie Biss-Spuren eines Hundes zeigt. In: Street, 21, Abb. 12.

Ur und Wildschwein. Das parallele Vorkommen vom Pferd als Freund offener Weideplätze und vom Rothirsch als waldbezogenes Wild zeigt, dass der Übergang von der Steppe zum zusammenhängenden Wald noch nicht abgeschlossen war. Einige Pferdeknochen tragen neben Schnitt- auch Nagespuren, wie sie für den Hund typisch sind. Da mindestens zwei Hunde-Individuen im Bedburger Fundort nachgewiesen sind, sind die Pferdeknochen mit höchster Wahrscheinlichkeit von Hunden benagt worden, meint Street, der dabei aber nicht hinreichend das Jagdritual paläomentaler Jäger berücksichtigt. Das häufigste Jagdtier war in Bedburg der Ur: Seine verhältnismäßig großen Knochen störten wohl die Bewohner der Siedlung, und sie warfen die meisten Ur-Knochen in den Altarm der Erft - meint Street. Es ist aber wahrscheinlicher, dass eine rituelle Vorschrift sie dazu zwang. Die Hunde haben die Knochen kleinerer Jagdtiere meist restlos be-

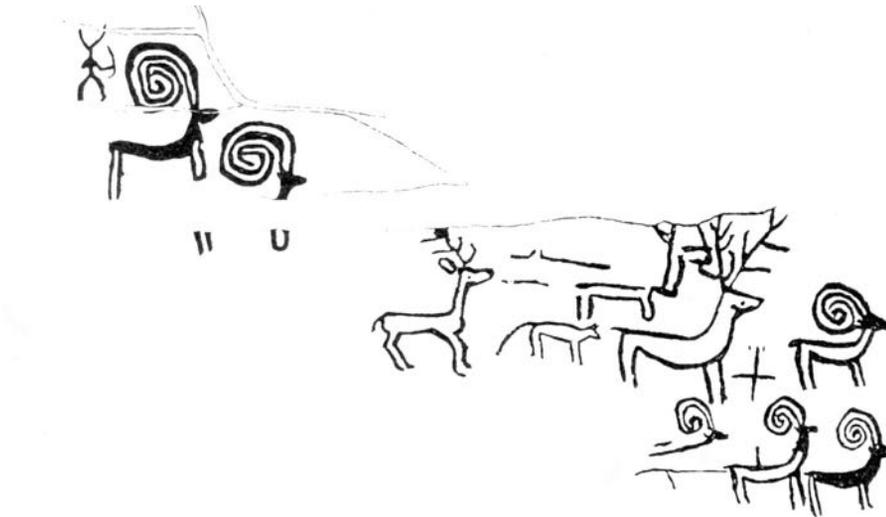
seitigt, während die robusteren Knochen des Auerochsen, so sie nicht in der Erft landeten, liegen blieben. Von besonderer Wichtigkeit als Jagdtier aber war der Rothirsch, der auf Fundplätzen des Mesolithikums fast immer vertreten ist. Seine Bedeutung als Lieferant für Werkzeuge aller Bewohner des Camps und für Geweihmasken der Schamanen ist evident (Street, 23). Das Bedburger Knochenmaterial zeigt, dass die Zerlegung der Jagdbeute nach einem genormten Schema durchgeführt wurde. Die meisten Knochen tragen keine Biss-Spuren. Meist gibt es nur Schnittspuren, die beim Ablösen des Fleisches entstanden sind und auf eine sehr intensive und systematische Entfleischung der Tiere hinweisen (Street, 26). Eine besondere Veränderung zeigt ein linkes Schulterblatt vom Ur: Es ist sowohl gebrochen als auch von Aasfressern, wahrscheinlich von den Hunden, benagt worden (Street, 30). Es lässt sich eine gewalt- sam erzeugte Durchlochung erkennen. Die-



Mesolithische Darstellung einer Hirsch-Treibjagd: Die Pfeile treffen von vorn den Brustkorb des Tieres. Ein Felsbild der spanischen Levante. In: Street, 29, Abb. 21.

ses von innen nach außen durchbrochene Loch entspricht in allen Einzelheiten den Schussverletzungen am Knochenmaterial, wie sie von anderen mesolithischen Fundstellen auch bekannt sind. Der wohl tödliche Schuss traf das Tier von rechts vorn. Eine Felswand-Darstellung der Hirschjagd in der nacheiszeitlichen spanischen Levante-Kunst

wurde als Treibjagd in Richtung wartender Schützen interpretiert. Die Pfeile dieser Schützen treffen die Tiere von vorne, wie dies auch beim Bedburger Auerochsen der Fall war. Die Präsenz des Hundes am Zerlegeplatz im mesolithischen Bedburg spricht im Zusammenhang der Treibjagd für seine Verwendung als Jagdhund. Eine spezielle Treibjagd



Eine Felszeichnung am Berg Chysyl Chaya in Südsibirien: Der Schutzgeist der Gebirgsstaiga mit dem Bogen in der Hand und ein Wolf, der ihm als Hund dient. In: Bibikow, 168, Abb. 86.

auf Moschusochsen hat man an einem Fundort auf Westgrönland rekonstruieren können, der auf -1.975 datiert ist: Der Hund wurde wie ein Hütehund dazu genutzt, die Herde abzustoppen, *which would then become easy prey for hunters* (Mohl, 88), ähnlich wie bei den Tahltan (> 479) und Ona (> 567-8) der Hütehund durch spezielle Jagdmethoden vorgebildet ist. Auf einer chakassischen Zeichnung aus der Gebirgsstaiga Südsibiriens ist ein Schutzgeist bzw. Schamane dargestellt, mit dem Bogen in der Hand, der hinter Jagdobjekten (Rentiere, Steinböcke) postiert ist. In der Rentier-Herde bewegt sich ein Canide, der als Wolf gedeutet wird, der wiederum dem Geist der Gebirgsstaiga angeblich als Hund dient. Die phänotypische Verwechselbarkeit von Wolf und Hund wird aber durch die Größenrelation zu Gunsten des Hundes eingeschränkt. Auch die Verhaltensdarstellung des Caniden entspricht weniger jagdlichem Verhalten als dass sie vielmehr auf eine harmonische Integration des Caniden in die Rentier-Herde hinweist, allenfalls die Rutenhaltung ist eher typisch für den Wolf. Der Darstellung einer Hüteaktion widerspricht auf den ersten Blick auch die Jagdausrüstung des Geistes bzw. Schamanen.

Zum Fundmaterial von Bedburg-Königshoven gehört der fast vollständige Schädel eines kleinen Caniden, und die üblichen archäozoologischen Kriterien weisen ihn eindeutig als Hund aus. Da es sich bei der Fundstelle wahrscheinlich nicht um den Tötungsplatz der Jagdbeute, sondern um einen *wiederholt benutzten, speziellen* Zerlegungsort handelt (Street, 42), von dem aus das Fleisch zum Wohnort abtransportiert wurde, spricht die Anwesenheit des Hundes in diesem Jagdlager vordergründig ziemlich eindeutig für seine Verwendung als Jagdhund. Allerdings sprechen

der Charakter des Fundmaterials und vor allem die vielen deutlichen Hinweise auf die Zusammengehörigkeit des Fundgutes ... eher für einen längerfristig benutzten Wohnplatz,

wie Street (43) meint. Die Jahreszeit (Sommer) und die Lage an einem Altarm der Erft suggerieren aber einen Insektenbefall, der Mensch und Tier eher lästig gewesen sein dürfte; außerdem meint Street selbst (40) in seinem Rekonstruktionsversuch der damaligen Landschaft (> 600: Bild):

Am Rande eines stillen, von Seerosen umsäumten Gewässers wuchsen Schilf und Rohrkolben ... am Rande einer sumpfigen Ebene bestanden günstige Jagdmöglichkeiten ... Die Menschen lebten hier im Sommer. Die Tiere wurden in der Nähe gejagt. Dies zeigt die Menge der Knochen, die von fast allen Körperteilen stammen. Die Zerlegung der Jagdbeute fand am Ufer statt. Der Abfall wurde von den Hunden gefressen oder ins Wasser geworfen. Dies verhinderte den Verwesungsgestank und sollte das Ungeziefer fernhalten. Wahrscheinlich lag der eigentliche Wohnplatz dieser Menschengruppe in der Nähe, etwas abseits vom Zerlegungsplatz (Street, 40).

Street denkt zwar an das Ungeziefer, aber die Mücken kommen ihm nicht in den Sinn. Gleichwohl konzediert auch er, dass der eigentliche Wohnplatz nicht identisch sein kann mit dem Zerlegungsplatz. Wäre er dies, so könnte die Anwesenheit der Hunde nicht viel über ihre Funktion über das Aasvertilgen hinaus aussagen. Sind Zerlegungs- und Wohnplatz aber nicht identisch, dürfte man eher auf ihre Funktion als Jagdhunde schließen. Die sehr dreieckige Kopfform des Hundes (> 600) hat eindeutig Bärenstruktur (> 211) und zeigt zwei Schnittspuren, die an dieser Stelle wohl durch Enthäuten des Tieres entstanden sind (Street, 33). Zwei weitere Knochen, ein Oberschenkel und ein Schienbein, sind auch dem Hund zuzuordnen.

Beide stammen aber von einem sehr jungen Tier und belegen damit ein zweites Individuum: *Obwohl der Hund sicherlich in erster Linie als eine Jagdhilfe des Menschen zu deuten ist, zeigen besonders die Schnittspuren am Schienbein, dass er auch gegessen wurde (Street, 33).* Gewiss können Schnittspuren an Tierknochen ein Hinweis sein auf den Verzehr durch Menschen, aber da gerade der Unterschenkel, und an ihm besonders das Schienbein, eines ca. 47 cm großen

und vermutlich in der Tendenz windhundartigen Hundes kaum verzehrenswertes Fleisch aufweist, kann ich gerade dem emphatischen Hinweis Streets - *besonders die Schnittspuren am Schienbein* - nicht folgen. Schnittspuren am Oberschenkel könnten mich eher von seiner Meinung überzeugen, der Hund sei auch gegessen worden - Schnittspuren am Oberschenkel aber konnten nicht gefunden werden. Warum dann welche am Schienbein? Eine Antwort könnte eine Analogie z.B. zu den Saami/Lappen geben, die glauben, dass aus den Knochen eines erlegten Bären ein neuer Bär wächst, und die deshalb alle Knochen sorgfältig einsammeln, bevor sie das Skelett zeremoniell begraben, und die von einem Hund, der sich an einem Knochen des Bären vergriffen hat, erwarten, dass er ... *had to deliver one of his own bones instead* (Collinder, zitiert von Glosecki, 25). In dieser Analogie könnten wir bei Schnittstellen am Unterschenkel und am Kopf des jungen Hundes auch auf eine Bestrafung des Übeltäters mit anschließender Kompensationsleistung schließen: Hundeknochen in archäologischen Funden, die Schnittspuren aufweisen, müssen also nicht automatisch auf den Verzehr des Hundes hinweisen, schon gar nicht auf seine Rolle als alltägliches Nahrungsmittel, denn mit Eliade (116-21) ist eher davon auszugehen, dass es sich um eine typische „Opferung“ von Kopf und Langknochen handeln könnte, wie sie von arktischen und nordasiatischen Völkern beim Pferdeopfer praktiziert wird, und die wie bei den klassischen Griechen mit allen anderen nichtessbaren Teilen den Göttern bestimmt sind (Detienne/Svenbro, in: Detienne, 154). Der geographische Rahmen passt auch auf Bedburg am Niederrhein, denn die Arktis war damals noch nicht so weit nördlich wie heute: Schädel und Schienbein des jungen Hundes wiesen Schnittspuren auf, wie Street feststellt. Das sind genau die für die Kopf- und Langknochenopferung wesentlichen Skeletteile. Deshalb scheint mir eine rituelle Behandlung des Hundes und seiner Knochen eher angezeigt zu sein.



Ein schamanisches Bildmotiv: Der Behornte Gott ("Dieu Cornu") aus der pyrenäischen Höhle Les Trois Frères. In: Street, 51.

Intermezzo: Die Aussage der Geweihmasken und anderer schamanischer Bildmotive

In diesen Zusammenhang passt der Fund von gleich zwei schamanischen Geweihmasken. Es handelt sich um die geweihtragenden Schädel erwachsener Rothirsche, das zuerst gefundene Stück gehörte zu einem Vierzehnder, das zweite Stück zu einem Zwölfender. Am Hinterhaupt sind seitlich zwei Löcher durchstoßen worden. Da es sich um einen Siedlungsplatz im Sommer handelt, in dem Rothirsche kein (wie Street meint; sie werfen ihr Geweih im Februar/März ab und haben ein bis Mai/Juni nachwachsendes Bastgeweih) oder kaum Geweih tragen, fällt die Erklärung, die Jäger hätten solche Geweihe zur Tarnung auf der Jagd getragen, weg: Es bleibt für Street nur die schamanistische Erklärung, dass es sich um die Kopftracht eines Schamanen handelt, wie sie bis in die Neuzeit aus Sibirien und anderen Gebieten bekannt ist. Dort gehören Geweihmasken zur Tracht des



Cernunnos, der keltische Gott der Wälder und der Tiere: Auf dem Gundestruper Kessel (ca. -2. Jahrhundert) ist er mit einem Hirschgeweih als Fruchtbarkeits- und Wachstumssymbol dargestellt, umgeben von seinen Wildtieren: Ein Nachfahre der eiszeitlichen Mischwesen, ein Vorfahre des mittelalterlichen Wilden Mannes. In: Bartra, 71, Fig. 30 (Nationalmuseet, Kopenhagen).

Schamanen, wie Street (49) selbst bemerkt. Die drei Haupttypen der Schamanentracht sind ein Bärenkostüm, ein vogelartiges und ein hirschartiges Kostüm (Lommel, 168). Zum Hirschkostüm gehört die Geweihmaske als Kopfputz:

Eine besonders wirksam schützende Kraft scheint eine Bärenatze - echt oder aus Eisen (früher aus Horn) nachgemacht - zu besitzen. Die bekannte



Ein Schamane der Tungusen (> Text: 56 & Bild: 253), wie er um 1705 vom holländischen Reisenden N. Witsen gesehen wurde: Mit Schlegel und Trommel, begleitet von zwei kleinen (!) Hunden (= der Basistyp des eurasischen pes, perro, pek); (nach V. Giedion, „Ewige Gegenwart. Die Entstehung der Kunst“, 1964). In: Street, 49, Abb. 39.

Zeichnung des holländischen Reisenden Nicolas Witsen aus dem frühen 18. Jahrhundert zeigt einen Schamanen der Tungusen in Sibirien, der auf dem Kopf ein Hirschgeweih, sowie ein Tierfell mit Bärenatzen an Händen und Füßen trägt (> oben). Ein Schamanen-Kopfschmuck des Volksstamms der Golden (Amur-Gebiet) ... trägt die eiserne Nachbildung eines Hirschgeweihs ...

Am Kopfschmuck befestigte Lederstreifen sind - wohl aus symbolischen Gründen - aus dem Fell eines Bären geschnitten. Die weite Verbreitung des Schamanismus in Eurasien und die auffallende Einheitlichkeit seiner Erscheinung bei den verschiedensten Jägervölkern legen nahe, den Ursprung dieser Religions- und Vorstellungswelt weit in der Vergangenheit zu suchen. Es überrascht deshalb nicht, ähnlichen Vorstellungen schon in der Höhlenkunst der Altsteinzeit zu begegnen (Street, 52 und Tafel 8).

Die Geweihmasken von Bedburg und die Geweihmasken z.B. in Star Carr/Ostengland, dort auch mit Funden mesolithischer Hunde, sind das *missing link* zwischen der Vorstellungswelt der eiszeitlichen Jäger und dem bis heute bei Jägervölkern bewahrten Schamanismus. Auch die im mesolithischen Bedburg gefundenen Steinartefakte ... könnten problemlos in das Paläolithikum eingeordnet werden (Street, 44). Sie lassen sich mit manchen Inventaren der späteiszeitlichen Rentierjäger vergleichen:

Es wird deutlich, dass es zwischen dem Spätpaläolithikum und dem Mesolithikum keine Unterbrechung der Tradition gibt. Vielmehr bezeugen die Funde von Bedburg-Königshoven den kontinuierlichen Übergang zwischen diesen beiden Abschnitten (Street, 44).

Auf der Zeitachse ist die Tradition der Geweihmaske als eines der zentralen Requisiten der Schamanen dokumentiert von -100.000 (so meint Bosinski) bis ins 20. Jahr-

hundert, auf der räumlichen Achse von England über die Pyrenäen und Israel bis Ostsibirien. In derselben nordseebezogenen Region wie Bedburg-Königshoven liegt das dänische Gundestrup, in dem ein keltischer Weihekessel aus dem -2. Jahrhundert gefunden wurde mit verschiedenen rituellen Szenen. Auch der keltische Herr der Tiere, der Gott Cernunnos (~ der *Behornte*, > 55, Fig. 30 & II, 29), wird auf dem Kessel von Gundestrup dargestellt mit einer Geweihmaske

... as a horned divinity, seated in a lotus position, and surrounded by animals. In two places, at least, he is called Lord of the Animals, while the name Cernunnos means the Horned One (Ripinsky-Naxon, 1993, 31).

Cernunnos ist offensichtlich ein zum Gott beförderter Schamane. Parallel-Götter findet man z.B. in Griechenland und Indien: Der behornte Pan ist ein Schutzgott für Schaf- und Ziegenherden in Arkadien, der später mit Dionysos verschmolzen wurde. Auch hier ist bemerkenswert die Nähe der mythischen Figur zu Herdenschutzhunden, die ja als Realisierung des Gottes in seinem Auftrag den Schutz der Herden ausüben. Der Hindu-Gott Shiva-Pasupati (> II), ebenfalls behornt dargestellt im Indus-Tal um -1.500, wurde auch als Herr der Tiere betrachtet (Pasupati ~ der Hirte). Auch er sitzt, wie Cernunnos, in der Lotus-Position und ist von vielen Tierarten, auch Schlangen umgeben. In den Veden wird er als Herr der wilden Tiere und der Haustiere bezeichnet, er ist mit allen wesentlichen schamanischen Kennzeichen bis hin zu Musik, Tanz und Schauspiel ausgestattet - Künste, die er allererst den Menschen brachte (Ripinsky-Naxon, 1993, 31). Pasupati ist auch zuständig für die Seelen der Verstorbenen und übt die schamanische Funktion des Seelengeleiters aus, und wird dadurch wieder in die Nähe der beiden Himmel- oder Höllenhunde der Veden gerückt. Pasupati kann bezeichnet werden als *the herdsman of Living*

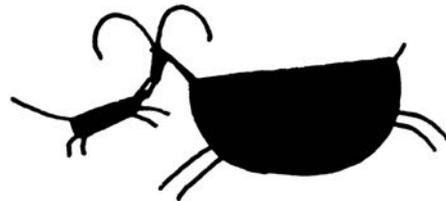
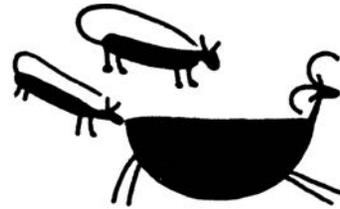
Creatures und parallelisiert werden mit dem allmächtigen Hindu-Gott Rudra (Shivas Inkarnation als Feuer), der selbst wieder in den *Aitareya Brahmana* als *herdsman* ~ Pasupati genannt wird (Ripinsky-Naxon, 1993, 215, Fußnote 46). Schamanistische Attribute sind bei diesem indischen Gott die Geweihmaske, die Schlangen, der Titel „Herr der Tiere“ sowie das Geleiten der Seelen. Plutarch berichtet von einem Brauch der Griechen im 1. Jahrhundert in Arkadien, wo ein Mann, in ein Hirschfell gewandet und mit einer Hirschgeweihmaske auf dem Kopf, von den Jagdhunden der Hölle gehetzt und getötet wird. Parallele Riten sind von den Kelten überliefert (Ripinsky-Naxon, 1993, 32-33).

Die Verbindung des Hundes zum Schamanismus ist bemerkenswert, wie sie direkt in den mesolithischen Fundstätten Star Carr (um -8.000 bis -7.500; Gimbutas, *Sprache*, 115) und Bedburg-Königshoven, aber auch in der altsteinzeitlichen Grotte Chauvet sowie indirekt durch die Götter Cernunnos und Pasupati in verschiedenen Erscheinungsformen manifest ist. Ich komme nun über das Hirschgeweih zu anderen schamanischen Attributen: Ob der „Dieu Cornu“ in der pyrenäischen Höhle Les Trois Frères (> 55) nun die Darstellung eines Schamanen im dritten Stadium der Trance ist, oder ob man lieber in ihm die Repräsentation eines Gottes der Wildtiere sehen will, ist eine zweitrangige Frage: Die Verbindung dieser und aller ähnlichen Bildmotive zum Schamanismus dürfte evident sein. Und das Bildmotiv, das die Trance dominiert, hängt natürlich auch ab von den kollektiven Bildern in der Mythologie des Stammes (Lommel, 15) und von der Absicht, mit der der Schamane den Kontakt mit der übermenschlichen Welt gesucht hat. Ist Hexerei - Seelenraub beispielsweise - sein Beweggrund gewesen, dann sieht der kalifornische Schamane z.B. zwei Koyoten und ein Mufflon (Whitley, 92), wobei der Koyote die wilde Seite des Hundes übernimmt (> II), denn es gibt im Great Basin des Nordwesten

und des Südwestens der USA und im kalifornischen Gebirge Coso Range Felsgravuren, die Hunde in identischen Zusammenhängen zeigen: Die ältesten amerikanischen Felsbilder findet man im Great Basin. Sie stellen meistens die Jagd auf Dickhornschafe dar, bei der zwei verschiedene Hundevarietäten die Wildschafe stellen, verbellen oder nach Bullenbeißermanier attackieren. In der Coso Range gibt es

numerous petroglyphs of dogs with bighorn sheep. Frequently they are shown pursuing the sheep and attacking from front and rear in the act of holding the wild animals at bay (Pferd, 56).

Die drei Gravuren (> rechts) sind eine Auswahl aus 225 Gravuren in verschiedenen Canyons der Coso Range. Man kann an Rutenlänge und -haltung sowie Körperlänge zwei Hundevarietäten unterscheiden: Die meisten Gravuren zeigen Hunde mit Ruten, die ca. 45° von der oberen Linie nach oben getragen werden. Einige wenige Gravuren zeigen extrem lange Ruten, die bis zum Kopf des Hundes über den Rücken gebogen sind. Die höchste Konzentration von Gravuren findet man im Petroglyph Canyon der Coso Range, wo man in ca. 3.700 Zeichnungen über 2.000 Schafe und ungefähr 70 Hunde zählen kann (Pferd, 56). Diese Hunde gehören zur ersten Varietät (Rute im Winkel von 45°), und sie werden eindeutig gezeigt als Treiber, die die Wildschafe auf Jäger zutreiben, die im Hinterhalt liegen. Zeichnungen mit Hunden der zweiten Varietät findet man nur in einem etwa zehn Meilen abseits in östlicher Richtung gelegenen kleinen Canyon. Diese Zeichnungen taxiert man auf ein Alter von 1.500 Jahren und schreibt sie den prähistorischen Shoshonen zu (> 539 & 544-9). Die zweite Varietät ist länger im Körper, noch etwas niedriger gebaut, und wenn man auch die Darstellung der Rute für unrealistisch hält, soll doch gerade durch diese Abweichung etwas Besonderes signalisiert werden - und wenn es nur der Unterschied



ist zum hochbeinigen Koyoten. Im selben Gebiet und im selben Zeitraum hatte man also zwei Hundevarietäten, deren Unterschiede man emphatisch hervorhob. Die ältesten Felsgravuren Nordamerikas mit Hundedarstellungen findet man in New Mexico, Utah und Idaho: Die Gravur am Rio San Juan (> 60) ist 60 mm bis 120 mm tief in Sandstein eingeritzt und etwa neun Meter lang (Pferd, 58). Die Prozession der wilden Tiere, die vielleicht Bisons darstellen sollen, ist eskortiert von zwanzig kleinen bis mittelgroßen Hunden, die aus heutiger Sicht diese Bison-Herde auf einen bestimmten Punkt im Gelände hinzutreiben scheinen: Mit ihren Hunden kontrollieren diese Jäger die Wildtierherde. Was das Bild auch immer im Einzelnen darstellen soll: Die herausragende Position des Hundes in diesem Kontext ist unbestreitbar: Die Hunde haben Wildtiere offensichtlich in vorbereitete Auffangtrichter getrieben und so maßgeblich zur Subsistenz der prähistorischen Shoshonen beigetragen. Die Gravuren sprechen den Hunden den Dank und die

Eine prähistorische Jagdszene aus dem Yemen: Eine Meute von vier Hunden stellt einen Steinbock - realistisch oder mythologisch? In: Garcia/Rachad, 18, Fig. 12.



Links: Drei Felsbilder der prähistorischen Westlichen Shoshonen von der Coso Range in Kalifornien: Sie zeigen zwei Hunde-Varietäten (Kriterien sind Ruten- und Körperlänge) beim Angriff auf Dickhornschafe (vor 1.500 bis 2.000 Jahren). In: Pferd, 57.

Anerkennung ihrer indianischen Besitzer aus. Und wenn wir unseren globalen Blick kurz dem Yemen zuwenden, dann könnte das dort oft dargestellte Motiv von einem Steinbock und mehreren Hunden oder mehreren Schakalen und Wildeseln einen ähnlichen Hintergrund haben. Allerdings spricht die Häufigkeit des yemenitischen Hundemeute-Steinbock-Motivs gegen eine Deutung als Hexerei, denn dann hätten die Schamanen im Yemen hauptberuflich nur Hexer sein können. Es gibt aber noch eine andere, positive Form der „Hexerei“, das ist der „Tod“ oder „Mord“, den jeder Schamane erleiden bzw. begehen muss, wenn er in die Andere Welt eintritt. Das ist dann kein böser Raub einer fremden Seele, sondern der kurzfristige Verlust der eigenen Seele. Auch spricht man von „Mord“, wenn der kalifornische Schamane um Regen bittet: Er muss dazu ein Mufflon töten. Dieses Mufflon aber ist sein persönlicher Schutzgeist, mit dem der Schamane unlösbar verbunden ist. Also tötet er sich in dem Mufflon

selbst - eine Form der Selbstopferung (Whitley, 110), die später zur Tradition fortschrittlicher Götter wird. Es ist zwar methodisch nicht ganz unbedenklich, zwischen den Felsbildern Kaliforniens und des Yemen direkte Parallelen herzustellen, aber wenn es die Erkenntnis fördern könnte, muss man sich über methodische Zweifel hinwegsetzen. Bevor wir die yemenitischen Bilder der Hundemeute, die den Steinbock jagt, stellt und zerreißt, als platte Jagdszene missdeuten (schon die Zerstückelung der Beute durch die Hunde widerspricht dieser Deutung und erinnert an die Zerstückelung des Schamanen in der Anderen Welt), sollten wir zumindest eine andere Dimension dieses Motivs erwägen. In dieser anderen Sicht wäre der Steinbock der Schutzgeist des Schamanen, der Schamane wäre folglich dieser Steinbock. Das könnte erklären, warum diese Hundemeute-Steinbock-Szenen grundsätzlich ohne menschliche Figuren dargestellt sind: Der Steinbock ist der Mensch, der verwandelte Schamane, der sich opfern



Eine 3.500 Jahre alte Felsgravur aus Schweden (Haltna-Fels in der Pfarrei Kville in Bohuslan) zeigt einen Jäger mit zehn Hunden einer bestimmten Varietät: Lange Ohren, langer Körper, relativ kurze Läufe. In: Pferd, 59.

muss, um Regen zu erbitten - und die Hunde sind die Wächtertiere, die das Opfer durch Zerstückelung transformieren. Kalifornisches Mufflon wie yemenitischer Steinbock sind Wildtiere, die sich in den höchsten Zonen der Gebirge aufhalten, dort also, wo man den Regen bringenden Wolken am nächsten ist. Diese Tiere zu kontrollieren, bedeutet den Regen zu kontrollieren (Whitley, 110). Und die Hundemeute auf den yemenitischen Felsbildern deutet den kommenden „Tod“ des Mufflon-Schamanen an bis hin zur Exkarnation der „Leiche“ (> 392-4), die im Alltag den Pariah-Hunden überlassen war. Dass die Bitte um Regen in beiden Regionen zum Alltag der Menschen seit

Jahrtausenden gehört, belegt die Klimageschichte eindeutig. Ich denke, dass meine Parallelisierung der kalifornischen und der yemenitischen Bildmotive im Sinn einer schamanischen Regenmacherkunst nachvollziehbar ist. Für den Yemen würde diese Interpretation bedeuten, dass bereits in der paläolithischen Kultur der Hund im Alltag u.a. eine Funktion als Leichenbestatter hatte. Dass er gleichzeitig als Jagdhund genutzt wurde bei der realen Steinbockjagd, wird damit ausdrücklich nicht ausgeschlossen. Gleich alt mit den kalifornischen Gravuren ist die Felszeichnung aus der Frühen Bronzezeit Schwedens (> links), die einen Jäger darstellt, der ein Wildtier mit Pfeil und Bogen tötet, von einer Meute von zehn Jagdhunden begleitet, die das bereits verwundete Tier für ihn aufgefunden haben und attackieren: Auch hier nimmt der Hund eine zentrale Position als Jagdgefährte des Menschen ein - ohne seine Hunde hätte der Jäger das verwundete Wild nicht oder vielleicht zu spät aufgefunden.

Der Bären-Schamane

In einigen indianischen Sprachen geht die Assoziation des Schamanen mit dem Tod so weit, dass die Wörter für „Schamane“ und „Mörder“ und „Grizzly“ austauschbar sind (Whitley, 110). Es gibt in Ka-



Eine Art Prozession von Wildtieren, eskortiert von einer Art Hütehunden, graviert zwischen -2.000 und -3.000 in ein Sandsteinmassiv am Canyon Rio San Juan an der Grenze von New Mexico und Colorado. > Text: S. 58. In: Pferd, 59.

lifornien bei Hooker's Cove ein Mufflonfelsbild, von dem die indianischen Informanten dem Ethnologen Gifford 1932 sagten (in: Whitley, 127, Fußnote 4), dass es von dem berühmten Bären-Schamanen Old Hooker, nach dem der Fels benannt war, geschaffen und dass es unzerstörbar sei. Der Schamane ist nicht reduziert auf die Funktion des Regenmachers, berühmte Schamanen wie Old Hooker sind auch Bären-Schamanen, nach denen die Orte ihres Wirkens benannt werden. Analog zur (Selbst-) Tötung des Mufflons, das in einigen Darstellungen erscheint, als habe es sich selbst aufgespießt (Whitley, 111), womit die Fremdeinwirkung durch den Menschen zu Gunsten der Selbstopferung getilgt wird, ist vielleicht das im nördlichen Eurasien weit verbreitete Bärenopfer zu sehen, bei dem es im optimalen Fall auch so aussehen soll, als habe sich der Bär selbst aufgespießt (> 141-2). Beim rituellen Tod des Bären in der Mitte des Winters ist das Opfer in „Wirklichkeit“ der Bären-Schamane, der sich selbst opfert, unlösbar mit seinem Bären-Schutzgeist verbunden, um für seinen Clan ein neues und fruchtbares Jagdjahr herbeizuführen. Das indo-europäische Junghirtenspiel um die Verlierer-nuss (> II) ist offensichtlich eine entschamanisierte Fortsetzung der Selbstopferung, bei der der Gewinner Anführer und gleichzeitig Opfer, also Verlierer des Spiels, sein musste:

Die rituelle Opferung des Anführers stiftet noch den Beginn der christlichen Religion und dürfte zu diesem Zeitpunkt ihrer Perfektionierung bereits mehrere Jahrzehntausende alt sein. Leben und Fruchtbarkeit für das eigene Volk waren im nördlichen Eurasien nur erreichbar durch die rituelle Tötung des Bären als vertauschte Selbstopferung des Schamanen. „Raum“ ist ein Weg, Verschiedenheit und Trennung auszudrücken, und die Reise der Schamanenseele zeigt die Möglichkeit, die vereinzelt Dinge wieder zu vereinen. Die Welt der Geister und die Alltagswelt sind in einer Art verbunden, dass Ereignisse in der Welt der Geister sich auf diese alltägliche Welt auswir-



Eine moderne Inuit-Skulptur zeigt einen Schamanen, der sich bereits teilweise in einen Bären verwandelt hat; die Trommel erleichtert das Erreichen der Trance-Formation. In: Clottes/Williams, 14, Abb. 6.

ken. Eine erfolgreiche Jagdsaison oder eine Hungersnot, Gesundheit oder eine Epidemie, alles kann und muss auf Handlungen der Geister zurückgeführt werden. Wenn ein Schamane sich ungehindert zwischen diesen Welten bewegen kann, so ist das als Ausdruck dafür zu verstehen, dass er oder sie diese andere Wirklichkeit wahrnehmen kann und versteht, wie sie auf seine alltägliche Realität wirkt (Vitebsky, 18-21).

Es ist möglich, dies als Rückkehr in den ursprünglichen Zustand der Gnade zu betrachten. Der Schamane ist ein Spezialist im Überqueren dieser Kluft, die die Dinge trennt, und nur er hat die notwendige Technik und den Mut, es zu tun: Er ist in jeder Hinsicht ein Grenzüberschreiter. Die Andersartigkeit der Regionen, die seine Seele auf ihrer Reise besucht, ist durch Unzugänglichkeit und Tabus betont, etwa durch das furchteinflößende Aussehen eines Berges oder einer Höhle. Die grundlegende Technik schamanischen Reisens ist der Zustand kontrollierter Trance (Vitebsky, 14-17). Nach der Trance, selten in ihr, malt der Schamane das Bild des zweiten oder dritten Sta-

diums an die Höhlenwand, die er vor der Trance schon untersucht hat auf ihre besondere Eignung für (s)ein besonderes Thema, oder er fertigt eine Skulptur an, wie ein moderner Inuit-Künstler-Schamane (s.o.). Eliade erläutert die allgemeine Beziehung zwischen Schamanen und Tieren am Beispiel des großen chinesischen Schamanen Yu, der beim rituellen Tanz einen Schritt weiter ging als seine Vorgänger:

Der „Schritt“ Yus des Großen unterschied sich in nichts vom Tanz der Zauberer, aber Yu der Große kleidete sich dazu noch als Bär und verkörperte gewissermaßen den Geist des Bären. Auch der von Tschu-li beschriebene Schamane trug ein Bärenfell, und es gäbe noch viele Beispiele für den sogenannten „bear ceremonialism“, der in Nordasien wie Nordamerika belegt ist (Eliade, 427).

Während Yu den Bärenanzug vollführte und dabei selbst zum Bären wurde, durfte ihn seine Frau nicht sehen (Stein, 22, FN 2). Die Beziehungen zwischen Schamane und Bärin liegen einerseits im Bereich der Kosmologie - besonders das mütterliche Tier repräsentiert im allgemeinen die Nacht, den Mond, die Erde - und andererseits im Bereich der Initiation: Die Bärenmutter ist als Menschenfrau, die sich auf dem Weg von der Mittleren Welt, der Welt der Menschen, in die Untere Welt in eine Bärin verwandelte, mythischer Ahne des Menschen, genauso wie der männliche Bär, der in der Mittleren Welt als Mensch mit einem Bärenfell auftritt, der Stammvater der Menschen ist: Der Bär führt den Schamanen in die Welt der Geister ein (Eliade, 427).

Ohne Zweifel steht der über die nördliche Hemisphäre verbreitete *bear ceremonialism* auch in Beziehung zur Jagdmagie und Jagdmythologie, wie Eliade (428) annimmt: Der Schamane hat in den Augen seines Clans entscheidenden Anteil an Wildreichtum und Jagdglück - er leistet die meteorologische Vorausschau, er beeinflusst sogar das

Wetter, und er unternimmt mystische Reisen zur Großen Mutter der wilden Tiere, der Bärin, um von ihr die Freigabe der künftigen Jagdbeute zu erbitten. Aber es wäre grundfalsch, im Schamanismus nichts als platte Jagdmagie zu sehen. Schamanen sind auch als Mediziner tätig, sie sind Sozialarbeiter, Ärzte und Seelenretter, sie sind Wahrsager und gewährleisten den Schutz ihrer Gemeinschaft.

Das alles nachzuvollziehen ist für unsere westliche Perspektive schon schwer genug. Die Frage, ob Schamanen geisteskrank sind und ob sie wirklich heilen können, soll uns hier nicht interessieren. Aber wir hätten den Schamanismus nicht annähernd verstanden, wenn uns nicht klar geworden wäre, warum Schamanen sich das Fell eines Bären umhängen: Wer den Gang eines Tieres nachahmte oder sein Fell anzog, erreichte damit eine übermenschliche Seinsweise. Dabei handelt es sich nicht um ein Zurückfallen in rein „animalisches Leben“; das Tier, mit dem man sich identifizierte, war schon Träger einer Mythologie, es war ein mythisches Tier, der Ahne der Menschen oder Demiurg (~Schöpfer) der Welt. Indem der Mensch zu diesem mythischen Tier wurde, wurde er etwas viel Großartigeres und viel Mächtigeres als er selbst (Eliade, 428). Wir dürfen glauben, so sagt Eliade weiter, dass diese Projektion in ein mythisches Wesen, in ein Zentrum des allgemeinen Lebens und seiner Erneuerung, dem Schamanen das euphorische Erlebnis vermittelte, das den Menschen vor dem Einmünden in die Ekstase seine Stärke fühlen ließ und eine Vereinigung zwischen ihm und dem kosmischen Leben vollzog: *Die menschlichen Grenzen und falschen Maßstäbe vergessend fand man durch die rechte Nachahmung tierischen Benehmens in Schritt, Atmen und Schrei eine neue Lebensdimension; man fand wieder die Spontaneität, die Freiheit, die „Sympathie“ mit allen kosmischen Rhythmen und damit Seligkeit und Unsterblichkeit (Eliade, 429).* Diese Seligkeit bezeichne ich in einem Wortspiel als Trance-Formation.

2.2 Schamanismus, Fruchtbarkeit und Farbmetaphorik in der Grotte Chauvet und anderswo



Die Vermenschlichung der Löwenköpfe, die Joëlle Robert-Lamblin in der Grotte Chauvet feststellt (> 68), ist in der hier entwickelten Perspektive der Übergang des Schamanen von der zweiten zur dritten Stufe der Trance. Man könnte mit J. Robert-Lamblin von einer wechselseitigen Transmutation von Tier und Mensch ausgehen, die in der löwenköpfigen Frau als Mutter der Tiere und dem Bison-Mann als Herr der Tiere ihre radikale Synthese findet.

Damit wären sowohl die Frau als auch der Mann in Form von Mischwesen präsent. Das Mischwesen des Bison-Manns in der Grotte Chauvet nimmt den „Geist der Tiere“ in der Höhle von Sous-Grand-Lac/Dordogne und den „Behornten Gott“ als Geist der Tiere in der Höhle Les Trois-Frères in der Ariège (Pyrenäen) vorweg (> 48-9: Stadium 3 der Trance). Alle drei stellen nach Clottes/Williams Schamanen im Zustand der Trance dar, und zwar auf der dritten Stufe, für die Mischwesen typisch sind, oder „Geister der Tiere“ aus der Sicht von Noel Smith. Jean Clottes, der Leiter des Chauvet-Teams, bleibt natürlich wissenschaftlich unterkühlt und deutet nicht, sondern deutet den Zusammenhang nur vorsichtig an: ... *ein Frauenkörper, von der Seite gesehen, reduziert auf das Venusdreieck und die Beine, in Verbindung mit einer seltsamen zusammengesetzten Kreatur, ein Bison-Mann auf demselben hängenden Felsen, gegenüber dem großen Bild der Löwen. Es ist wenig wahrscheinlich, dass das Nebeneinander dieser beiden Personen zufällig ist. Man ahnt eine komplexe Geschichte, ohne Zweifel ein Mythos, der an dieser herausragenden Stelle materialisiert ist* (Clottes, 2001, 195). Clottes' Mitarbeiter Y. Le Guillou, der diese Komposition ent-

deckt hat, ist im Vergleich zu Clottes' trockener Beschreibung geradezu schwärmerisch. Er hebt die Einzigartigkeit der Komposition und ihre zusammen mit den anderen vier Venusdreiecken herausgehobene Position in der Höhle hervor:

... eine komplexe, außergewöhnliche, sogar fundamentale Komposition im Geist derjenigen, die zum Malen in das Ende der Höhle gekommen sind. Zunächst hat der Künstler eine typische „Venus“ skizziert, größer als in Natura, von der Seite gesehen ... ein zusammengesetztes Wesen, halb Mensch, halb Tier, der Zauberer genannt seit seiner Entdeckung ... Die Ortswahl für diese Zeichnungen in der Höhle und der Zusammenhang mit den Tierdarstellungen ist sicher nicht dem Zufall zu verdanken. Alle befinden sich in dem Abschnitt, der die Galerie des Mégacéros und die Salle du Fond umfasst ... Die Komposition Venus - Bison-Mensch nimmt eine zentrale topographische Stelle in der Salle du Fond ein ... Alle Venusdreiecke nehmen eine herausgehobene, vielleicht gliedernde Position ein in der Anordnung der Wandbilder. Sie liefern starke Hinweise für wahrhaft thematische Konstruktionen, die eng verbunden sind mit der Topographie der Höhle (Le Guillou, in: Clottes, 2001, 170-171).

Wahrscheinlich sind die Dekorationen der *Salle Hillaire*, *Salle du Crâne* und *Galerie des Mégacéros* gleichzeitig entworfen und ausgeführt worden (Clottes, 2001, 121, 148) und stehen in einem für die eiszeitlichen Menschen sofort greifbaren thematischen

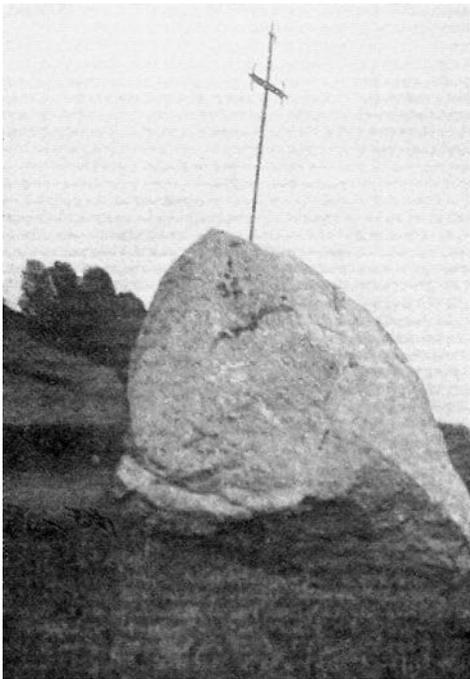
Zusammenhang von Fruchtbarkeit, Zeugung und Geburt, wie Le Guillou vorsichtig andeutet, allerdings ohne inhaltlich zu werden. Denn diese Zone der Wand ist stark erodiert und mit vielen Strichen bedeckt, und daher ist eine selektive Deutung sehr schwierig, zumal man z.Z. nur mit einem aufwändigen technischen Apparat diesen Teil der Wand fotografieren kann. Etwas weniger vorsichtig äußert Le Guillou zum Bison-Mann sich allerdings in der Fußnote 11:

Als Hypothese könnte man, wenn man den Grat des Felsens als Rückenlinie des zusammengesetzten Wesens betrachtet, mit diesem verbinden - alle in schwarz gemalt - einen peitschenförmigen Tierschwanz und einen Hoden auf der rechten Seite des Grats sowie einen Hoden und ein menschliches Bein auf der linken Seite des Grats. In diesem Fall würde der Bauch fehlen und der Penis könnte direkt auf dem Grat durch einen schwarzen Strich dargestellt sein. Die menschlichen Geschlechtsteile und der Tierschwanz wären dann vollkommen gleich disponiert wie die in der Darstellung des „behornten Gottes“ der Höhle von Trois-Frères (Le Guillou, in: Clottes, 2001, 218-219).

Die aufregenden Erkenntnisse verbannt Le Guillou, wie sollte es auch anders sein, leider in die Fußnote: Der Bison-Mann hat vermutlich, wie sollte auch dies anders sein, neben einem Bison-Schwanz auch einen richtigen Penis. Damit dürfte der Gehalt der Komposition „Venus und Bison-Mann“ vordergründig eine schamanische Darstellung des Fruchtbarkeitskultes sein, die sich beinahe wie eine Vorwegnahme der Sage von Zeus und Europa ausnimmt: Der griechische Gott verwandelt sich ja angeblich in ein Tier und entführt die Schöne als Stier... Die griechische Variante ist eine patriarchalische Umwandlung des Mythos der Großen Göttin, die auf Kreta noch selbst siegreich mit dem Stier spielt (Neumann, 265) und in vor-

patriarchalischer Wirklichkeit als *Tauropolos*, als Stierherrin, das Männlich-Tierhafte zähmt. Und deshalb ist es wahrscheinlicher, dass das Mischwesen „Venus“ weniger Objekt der männlichen Phantasie als viel mehr selbst die Vergegenständlichung einer weiblichen Schamanin bzw. ihres Tiergeists darstellt. Weibliche Schamanen sind nichts Ungewöhnliches: Indianische Schamanen sind bei einigen Völkern prinzipiell weiblich, asiatische Schamanen können weiblich sein, in China lösen die pflanzenbezogenen Wu-Schamaninnen den tanzenden jagdbezogenen Bären-Schamanen ab (Ripinsky-Naxon, 1993, 55). Erich Neumann nimmt die Existenz von Schamaninnen vor der Existenz ihrer männlichen Kollegen an:

Das Wissen um diese Kräfte (~ Maßnahmen der schamanischen Vorbereitung wie Isolierung, Fasten, Rauschmittel usw.) gehört zum Urwissen des Weiblichen, von der frühesten Herrschaft über die Rituale des Wachstums bis zur Hexe und Kräuterfrau der Verfallszeit (Neumann, 278) und: Wenn nicht wie in einer späteren menschlichen Entwicklung das Bewusstsein und die Ratio zur Entscheidung einer Situation herangezogen werden können, greift das Männliche auf die das Weibliche inspirierende Weisheit des Unbewussten zurück, das nun im Ritus und Kult angerufen und in Bewegung gesetzt wird. Es ist evident, dass in dieser Phase die Vormachtstellung des Weiblichen - ganz unabhängig von seiner soziologischen Bedeutung und Situation - unerschütterlich ist, denn je weniger entwickelt das Bewusstsein der Menschheit ist, in desto höherem Maße ist sie auf die Orientierung durch das Unbewusste, die transpersonalen Mächte, angewiesen. Auch noch in späterer Zeit ist der männliche Schamane und Seher in hohem Maße „weiblich“, indem er von seiner Anima-Seite abhängt. Deswegen trägt er häufig Frauenkleidung (Neumann, 279).



Schamanische Kraftorte in den Pyrenäen: Noch im 20. Jahrhundert wurden rund um den Arriba-Pardin-Felsen im Luchonnais phallische Tänze aufgeführt zu Ehren der Berggöttin: Junge Männer vollführten eine Prozession zum Felsen, den Penis in der Hand haltend, wie Hunde kläffend: Der heilige Ort eines Hundekults (links). Der berühmte Fruchtbarkeitsfelsen Rouquet de St. Nicholas im Béarn/franz. Pyrenäen (rechts). In: Alford, Pyrenean Festivals, 90-92.

Die Vergegenständlichung des Unbewussten ins Transpersonale ist in dieser Phase des psychologischen Matriarchats nur mit weiblichen Mitteln möglich. Auch die scheinbar übernatürlichen Fähigkeiten des Hundes, bedingt durch bessere Sinneswahrnehmungen, wurden als Manifestationen transpersonaler Mächte verstanden (> 236: Hunde als Geisterseher) und rückten den Hund in diese weibliche Sphäre. Die räumlich-zeitliche Koexistenz von weiblichen und männlichen Schamanen in der meso- und neolithischen Epoche in China ist zwar auch ein spezifisches Faktum, aber die Koexistenz aus ähnlicher Motivation im westeuropäischen Paläolithikum ist ebenso wahrscheinlich - die geschlechtsbezogene Arbeitsteilung in weibliches Sammeln und männliches Großwildjagen führt auch hier zu Spezialisierungen: Eine Schamanin in der Grotte Chauvet wäre also etwas Selbst-

verständliches. Männliche wie weibliche Schamanen können transvestitenhaft das Geschlecht wechseln, wenn der kontaktierte Schutzgeist dem anderen Geschlecht angehört. Global verbreitet ist die Tatsache, dass die Schamanen ihren Verkehr mit Wesen der übermenschlichen Welt als sexuellen Akt verstehen. Dieser Akt könnte hier im Ensemble „Venus und Bison-Mann“ dargestellt sein. Die Felsspalten und die Orte der Felsbilder wurden als weiblich empfunden, das Eindringen in eine Höhle als sexueller Vorgang erlebt; das Gebirge selbst wurde von einem weiblichen Tiergeist, später von der Bergkönigin (> 46) bewohnt. Es gibt in Eurasien und Amerika zahlreiche glatte Felsen, in die von Schamanen Vertiefungen eingebohrt wurden. Die Schamanen lieferten auch gleich die Erklärung für die Nicht-Schamanen: Hier habe ein mächtiger Geist - und das ist natürlich der Schamane im drit-

ten Stadium seiner Trance - sexuellen Verkehr mit dem Felsen gehabt. Weibliche Schamanen (später vulgo: Hexen) sind nicht minder um ihren guten Ruf als mächtige Schamaninnen besorgt und benutzen für ihren „Ritt“ nicht nur den altbekannten Besenstiel, sie verwenden phallusförmige Steine, um Löcher in heilige Felsen zu bohren: Das Gesteinspulver verwenden sie dann in Wasser aufgelöst als Aphrodisiakum, sei es oral oder vaginal verabreicht.

Der Grundriss der Grotte Chauvet - Die Schöne und das Tier

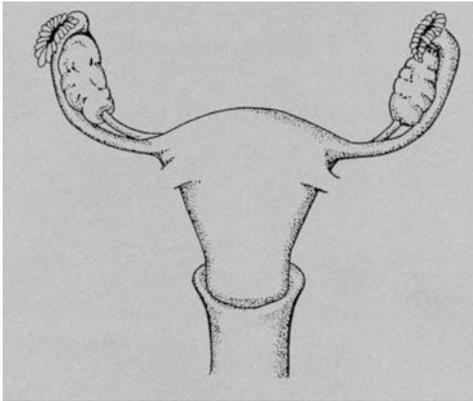
Die ungefähr 490 Meter lange Grotte Chauvet ist deutlich geteilt in zwei Hälften, insgesamt gibt es zehn deutlich von einander getrennte Säle, deren Höhe heute zwischen 15 und 30 Meter schwankt, und vier die Säle verbindende oder abschließende Galerien. Die Säle haben unerwartet große Ausmaße, so ist z.B. die den modernen Eingangsschacht aufnehmende *Salle Brunel* mehr als vierzig Meter breit und fast dreißig Meter hoch, die sich anschließende *Salle des Bauges* (Saal der Bärenlager) hat ca. 2.500 Quadratmeter Grundfläche!

Das ist der Stoff, aus dem die schamanischen Träume sind: Die Höhle, die übermenschliche Welt, in die der Schamane eindringt, ist ein riesiges kristallenes Haus mit riesigen Zimmern voller Reichtümer, und die Höhle ist ein Äquivalent des Uterus (Whitley, 83, 101). Der *Saal der Bärenlager* mündet in die *Salle des Panneaux Rouges*, ab der sich die Längsachse verzweigt zum einen in die *Salle Rouzaud*, zum anderen in die *Salle du Cierge*, so dass der Grundriss der Höhle zwei aneinander gereihten Y gleicht: Des ersten Y südliche Basis - der alte Eingangssaal - ist auf die Ardèche und den Pont d'Arc gerichtet, sein kurzer östlicher Ast, die *Salle Rouzaud*, scheint durch die Darstellung negativer Hände symbolisch gesperrt zu sein. Vor ihm befindet sich die Nische des „Kleinen Bären“. Sein wesentlich längerer westlicher

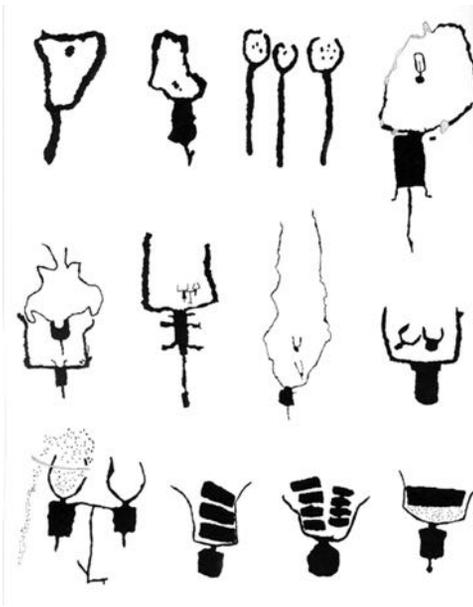


Grundriss der Grotte Chauvet. In: Der Spiegel, 45/1999, 286.

Ast - die *Salle du Cierge* - bildet die neue, weitgehend leere Längsachse des zweiten Y. Diese zweite Achse verzweigt sich in der anschließenden *Salle Hillaire* in einen schmalen, wiederum deutlich kürzeren östlichen Ast mit der *Galerie des Mégacéros*. Dieser schmale Y-Ast endet mit der *Salle du Fond*, der *Galerie du Belvédère* und der *Sacristie*. Der breitere und längere nordwestliche Ast des zweiten Y ist im Grunde die Fortsetzung der *Salle Hillaire* in die *Salle du Crâne* (Schädelsaal) und die abschließende *Galerie des Croisillons*. Die drei ersten Säle der Höhle (*Entrée*, *Bauges* und *Panneaux Rouges*), auf dem Stamm des ersten Y einander folgend, werden von Ocker, Rot und Orange dominiert, im Mittelteil der Höhle herrscht Weiß (Clottes, 2001, 153) vor, in der zweiten Hälfte der Höhle (ab der *Salle Hillaire*, dem Stamm des zweiten Y) dominiert Schwarz - hier finden sich die reichhaltigsten, komplexesten und monumentalsten Darstellungen.



Die biologische Konkretion des Y: Eine schematische Darstellung der inneren weiblichen Geschlechtsorgane in einem medizinischen Lehrbuch. Unten: Späte Analogien zum Y-Grundriss von Chauvet: Einige von zahlreichen Motiven in Form von Uterushörnern vom Mont Be-go im Vallée des Merveilles und im Tal von Fontanalba. In: Dufrenne, 80.



gen der Höhle mit einer unglaublichen Häufung von Tierfiguren. Fünf Venusdreiecke und die Komposition aus dem Unterkörper einer Frau und einem Mischwesen, das sich zusammensetzt aus dem realistischen Kopf und dem angedeuteten Oberkörper eines Wisents, aber mit aufrechtem Gang auf

menschlichen Beinen (je nach Perspektive; Clottes, 2001, 141) und einer eindeutig menschlichen Hand, die auf dem linken Oberschenkel der Frau zu liegen scheint: Sie alle weisen auf den Fruchtbarkeitskult hin, den der gegenüber liegende Schädelsaal (als Ort des Rituals) und die beiden Y-Dreiecke als Grundelemente der Höhle selbst zu bestätigen scheinen: Das *Ur-Pentagramm der Kraft - Mutter, Kind, Jäger, Schamane und Tier* (Zumstein, 61). Das Paar befindet sich auf einem von der Höhlendecke herabhängenden Felsvorsprung am Ende des rechten Seitengangs (*Salle du Fond*) und dominiert die Darstellungen dieses Höhlenteils, darunter das großartige Bildfeld der Löwen (Bosinski, in: Scelinskij, 164). Es scheint nicht abwegig, dass der Felsvorsprung als Phallussymbol konzipiert war (man betrachte das Foto in: Scelinskij, 165). Der uterine Aspekt des labyrinthischen Höhlengrundrisses harmoniert mit dem Ziel jeder schamanischen Seelenreise - Rückkehr in die „Höhle“, in den Uterus der Großen Mutter:

The labyrinth, clearly related to the concentric patterns ... represents a path to the center - signifying, in a mystical sense, the cave/womb - the objective in every shaman's journey. The shaman's conception of the labyrinth as comprising a uterine aspect has been demonstrated by anthropological field research (Ripinsky-Naxon, 1993, 34).

Auch in Kreta und Babylonien wurden Labyrinth und Spirale konnotiert mit anatomischen Organen des Menschen wie mit der Unterwelt, und beide Kategorien dienten sich wechselseitig als Metapher. Doch in der Grotte Chauvet ist es zu Beginn der franko-iberischen Eiszeitkultur noch die reale Höhle selbst, die einen Y-förmigen Grundriss hat, wie auch die kantabrische Kulthöhle Tito Bustillo am Ende der Eiszeit. Erst später treten an ihre Stelle die beiden geometrischen Zeichen der Spirale und des Labyrinths.

Eine Parallele zum ungleichen Paar

Tier-Mensch-Wesen mit dem Kopf eines Wisents kommen in den eiszeitlichen Bilderhöhlen mehrfach vor, besonders im Magdalénien (-16.000 bis -9.500). Und sie werden auch dargestellt in der Kleinkunst, so auf den berühmten Lochstäben von Gourdan und aus der Mittleren Klause in Essing/Niederbayern. Mehrere Wisent- oder Stiermenschen gibt es in der Höhle Les Trois Frères (> 49; Ariège/Pyrenäen). Eine ähnliche Konstellation eines Wisentmannes mit einer Frau wie in der Grotte Chauvet gibt es in der mittelmagdalénienzeitlichen Grotte Gabillou (> 48; Dordogne/Frankreich): Ein Mischwesen aus Wisent und Mensch ist zusammen mit einer Frauenfigur ganz am Ende des engen Höhlengangs dargestellt.

Der obere Körperteil des Mischwesens gehört zum Wisent, die Beine und die Körperhaltung sind menschlich. In der Knieregion erkennt man an dem herabhängenden Fell mit dem Schwanz des Tieres, dass hier ein Mensch in einem Wisentfell dargestellt ist (Bosinski, in: Scelinskij, 164).

Die kopflose Dame der Eiszeit scheint aber so kopflos nicht zu sein: Zwar „fehlt“ ihr Oberkörper, aber in der Verlängerung dieses Defizits sehen wir genau in der Körperachse einen Löwenkopf. Das wäre weiter nicht von Belang, wenn nicht genau gegenüber der Komposition „Venus und Wisent-Mann“ auf der südlichen Wand der *Salle du Fond* eine Gruppe jagender Löwen dargestellt wäre, deren Köpfe im Ausdruck vermenschlicht sind, wie Joëlle Robert-Lamblin feststellt (Clottes, 2001, 204). Wenn es in dieser Höhle Löwen-Darstellungen mit vermenschlichten Köpfen gibt, warum soll dann die oberkörperlose Frau nicht einen Löwenkopf haben? Die Venus der Grotte Chauvet ist die erste in einer Reihe bekannter Venus-Darstellungen des Paläolithikums, sie gleicht besonders der Venus von Willendorf (Clottes, 2001, 218).

Fruchtbarkeit: Bäriges Thema mit Variationen

Der Bär ist eine, wenn nicht die zentrale Thematik in den eiszeitlichen Bilderhöhlen, auch schon in der Grotte Chauvet: Den Bärenknochen im Eingangsbereich, sozusagen als Vorverweis auf den Gipfel und Schlusspunkt der Dar- oder vielleicht besser: Vorstellung, folgt in einem Seitenteil der chaotischen *Salle Brunel* der sogenannte *Diverticule des Ours*, die Bärennische. Der zweite Saal der ersten Längsachse, der *Salle des Bauges*, der gut 60 mal 40 Meter misst, ist übersät mit zahlreichen Fuß- und Kratzspuren und Lagerstätten (die dem Saal den Namen gaben) des Höhlenbären. In der östlich anschließenden *Galerie du Cactus* gibt es das *Panneau de l'Ours rouge* (das Bildnis des roten Bären), in der parallelen *Salle des Panneaux Rouges*, dem dritten Saal der ersten Längsachse, fand man in einer Nische den *Locus du Petit Ours* (Ort des kleinen Bären). In der riesigen *Salle des Bauges* findet man Spuren menschlicher Aktivitäten nur an den Durchgängen zu den nächsten Sälen, obwohl die glatten Wände der *Salle des Bauges* sich für Dekorationen anbieten - dafür sind die drei von *Bauges* abzweigenden Säle (*Panneaux Rouges*, *Galerie du Cactus* und *Brunel*) schamanisch genutzt mit Gravuren und Bildern. Die erste Hälfte der Höhle erscheint also ausgerichtet auf ein „leeres“ Zentrum - nur an den Rändern der zentralen *Salle des Bauges* wird der Mensch aktiv, während in diesem Zentrum die Bären ihre Winterplätze haben. Im zweiten Saal der zweiten Längsachse, am Übergang zum Schädelsaal, sind die wegweisenden, in der Fruchtbarkeitsfarbe Schwarz gehaltenen Pferde zu sehen. Und zum Schluss im Schädelsaal dann der Zielpunkt des Höhlenheiligtums, die Repräsentation der Fruchtbarkeitsgöttin durch den Bärenkult (Beschreibung, aber nicht Deutung, von Chauvet u.a., 50, 58, 62). Zwar warnt Yanik Le Guillou in einer Fußnote (Clottes, 2001, 217) davor, ein Prinzip linearer Dekoration der Höhle vom Eingang bis zum Schädelsaal anzunehmen - das „leere“ Zen-

trum der ersten Höhlenhälfte, auf das die dekorierten Nebensäule wie Seitenaltäre ausgerichtet sind, könnte seine Warnung stützen. Aber Le Guillou gibt als Grund nur die mögliche Eigenständigkeit der Salle Morel an, für die er einen eigenen Eingang zur Zeit der Paläolithiker nicht ausschließen will, während die Autoren der übrigen Beiträge (Clottes: *Die Höhle ist durchdacht* ...) von einer planvollen Dekoration der Höhle ausgehen. Joëlle Robert-Lamblin sieht in den fünfzehn Bärenarstellungen in der ersten Hälfte der Höhle trotz der überraschenden Konzentration also zu Recht nur das Vorspiel, ich würde sagen, die Exposition des bärig-musikalischen Themas, denn dieses Bärenthema bleibt über die ganze Länge der Höhle präsent, um am Ende der Höhle, in der *Salle du Crâne* (Schädelsaal), in ein grandioses Finale zu münden, in dem das Bären-Thema die zentrale und alles beherrschende Stellung einnimmt: In der Mitte dieses Saals, sozusagen des linken Uterushorns von Mutter Erde, ist auf einem dreieckigen Felsblock, der sicher nicht zufällig die Form der fünf Venusdreiecke in der gegenüber liegenden *Galerie des Mégacéros* als Thema wieder aufnimmt, ein Höhlenbärenschädel deponiert, und zwar so, dass die Fangspitze des Schädels die Spitze des Blockdreiecks betont und die „Canini“ über den Rand des Blocks hinausragen, wie auf einem Altar: Die eurasischen Bärenriten schreiben dem Bärenschädel den größten Wert während des Rituals zu, ja in Kulturen, die vom Bärenzeremoniell schon fast alles vergessen haben, ist der respektvolle Umgang mit dem Bärenschädel die letzte Spur der gesamten Mythologie, wie der Religionshistoriker Ivar Paulson bemerkt (zitiert von Shepard/Sanders, 85): *... the bear's soul is more closely associated with the skull than with any other part*. Vor dem Block liegen zwei weitere Bärenschädel, und um den Block herum sind in eindeutiger Absicht (wie Christian Chauvet selbst und nach ihm auch Robert-Lamblin annimmt) mehr als 30 Bärenschädel auf dem Boden im Umkreis von sieben Metern angeordnet, fast immer mit dem dazu gehörigen Skelett und mit dem Gesicht auf

den „Altar“ gerichtet - in Eliseevitchi (Russland) gibt es eine Analogie zu dieser Szene, aber mit Mammutschädeln (Mohen, 1995, 49). Chauvet und seine Mitentdecker der Höhle berichten von dem Gefühl, in ein Heiligtum eingedrungen zu sein, als sie zum ersten Mal den Bärensaal betraten. Eine ethnographische Parallele, die mit dem Y die Form des Venusdreiecks sowie die claviformen Zeichen aufnimmt, die eine Abstraktion des Venusdreiecks sein können:

Die Tschuktschen ... schmieren die Götter des Rentiers, ... y-förmige, eingefettete und schwarze Holzstäbe, mit Blut und Mark gerade geschlachteter Rentiere ein (Paproth, 32).

Eine weitere Parallele ist vom Bärenzeremoniell der japanischen Ainu (> 161ff.) bekannt: Am dritten Tag des Zeremoniells wird der „geschmückte“ Schädel des Bären auf einem Y-förmigen Baum befestigt; und noch eine Parallele: In einer nivkhischen Erzählung sitzt der Bär, der eine Frau entführt, in der Gabelung einer Fichte, weil das der ihm gebührende Platz ist. In dieser Gabelung verwandeln sich die beiden - menschengestaltiger Bär und Frau - in Bären und verschwinden (Paproth, 272): Die konkreten Merkmale, die dieser rituelle Baum erfüllen muss, bieten eine Parallele zum Y-Grundriss der Höhlen Chauvet und Tito Bustillo und zur Form des Felsblocks, auf dem der Bärenschädel deponiert wurde. Diese Parallele erschließt sich am besten über die astronomische Phantasie der Ainu. Sie assoziieren bestimmte Sterne bzw. Sternbilder mit der *kamuy* (~ Gottheit) der Bären:

... when a bear is killed ritually the name of a star or star group connected with the Bear constellation is given to the spirit of the slain bear - Chinukara-guru (Visible Person) (Munro, 14).

Der Stern bzw. das Sternbild visualisiert also die Seele des rituell getöteten Bären. Das Sternbild, das die Ainu, mit dem Bärenzere-

monieell assoziieren, ist die aus japanischer Sicht *Western Harp* (~ Leier ~ Lyra). Für die Ainu befindet sich die Seele des getöteten Bären also im Westen, in dem zahlreiche Kulturen das Reich der Schatten vermuten. Die *Western Harp* wird aber von den Ainu nicht als *Leier* erkannt, sondern die V-Form der *Western Harp* wird von ihnen als der Kopf des Bären, dessen Schädel (Kopf ≠ Schädel: Die Vega als Bestandteil der *Western Harp* entspricht dem Bärenschädel) wiederum auf einem Y-förmigen Baum befestigt werden muss, und zwar auf dessen niedrigster Gabelung (Kimura, 110): Dieser Baum ist der kosmische Baum (> 136). Die V-Form des Bärenschädels wird in der Grotte Chauvet aufgenommen von der dreieckigen Form des Felsblocks, auf dem er ruht. Die Y-Form des kosmischen Baums der Ainu finden wir im Grundriss der Grotte Chauvet wieder. Ich behaupte keinen direkten Kontakt zwischen Chauvet und Ainu - es geht mir um die Tiefenstruktur des Blicks, mit dem die Ainu „Fakten“ bärenspezifisch wahrnehmen. Mit dieser bärenspezifischen Tiefenstruktur des Blicks könnten die Menschen in der Grotte Chauvet auch den Felsblock wahrgenommen haben und deshalb den Schädel auf ihm deponiert haben. Zu dem Schädel auf dem dreieckigen Felsblock kommen im Schädelsaal noch weitere Bärenschädel, die (noch?) nicht (?) in das Ritual integriert wurden. Insgesamt liegen in der Salle du Crâne 45 Bärenschädel: Damit ist gut ein Drittel aller Bärenschädel, die in der gesamten Höhle bislang gefunden wurden, allein im Schädelsaal lokalisiert, und dies offensichtlich mit Absicht; Wenn Joëlle Robert-Lamblin schreibt, man habe noch keine Spuren von durchgeführten Ritualen gefunden, dann mag dies stimmen für Spuren der Besucher selbst, aber die absichtsvolle Anordnung der Bärenschädel ist mir bereits Spur genug. Neben dem Bärenritual gibt es noch andere Formen, mit denen Leben, Überleben und Fruchtbarkeit dargestellt werden: Seit Bosinskis schlüssigen Analysen von Gravuren (> rechts) auf Schieferplatten aus Gönnersdorf/Neuwied, könn-

ten alle Prähistoriker wissen, dass schlüsselähnliche Zeichen sehr oft Abstraktionen sind, die den weiblichen Körper bedeuten. In der französischen Urgeschichtswissenschaft werden diese Zeichen immer noch *claviform* (d.h. keulen- oder schlüsselförmig) genannt und gelten als bislang nicht verständlich. Durch die Benennung dieser Zeichen als Keulen - die Verwendung von Keulen leitet die Konnotation in bestimmte Bereiche, gewiss aber nicht zu Oberschenkel und Hüfte des weiblichen Körpers - verstellt man sich und anderen den Zugang zur Bedeutungsschicht dieser Zeichen. „Claviforme“ Zeichen wurden in der Grotte Chauvet und in fast allen anderen dekorierten Höhlen des Paläolithikums gefunden, ein Hinweis, dass diese Symbolik bereits im Aurignacien entwickelt ist und dass der Fruchtbarkeitskult um des Überlebens willen im franko-iberischen Kulturkreis und weit darüber hinaus bekannt war und praktiziert wurde: Bildmotive in Form der Vulva sind auch den schamanischen Indianergesellschaften Kaliforniens als invertierte Symbole der femininen Orte der Felsbildkunst bekannt, die im wesentlichen von Männern geschaffen ist (Whitley, 101).



Paläolithische Zeichen, die an eine Keule oder einen Schlüssel erinnern und deshalb „claviforme“ Zeichen genannt werden (lat.: *clavis* ~ Schlüssel), sind meist Abstraktionen des weiblichen Körpers. In: Bosinski, „Die Menschengestaltungen von Gönnersdorf“, 66, Abb. 18.

Bärenkult im Schädel-Saal

Vor dem Übergang zum Schädel-saal gibt es u.a. eine auffällig plazierte, weil aus dreißig Metern Entfernung bereits sichtbare Galerie (von fast fünfzehn Meter Länge und stellenweise zweieinhalb Meter Höhe) mit dem zwei Quadratmeter großen schwarzen Fresko der vier Pferde, deren Köpfe mit unglaublicher Dynamik in die Richtung des Schädelsaals weisen: Schon aus dreißig Metern Distanz wird der Besucher von diesem Bild angezogen und unweigerlich nach links zum Schädelsaal gelotst (Clottes, 2001, 106), auch den Erforschern der Höhle ist es nicht anders ergangen, so dass die *Galerie des Mégacéros* und die *Salle du Fond*, die die überwältigendsten Darstellungen der Höhle beherbergen, erst eine Woche nach dem Pferde-Fresko entdeckt wurden. Die räumliche und ästhetische Symmetrie zwischen diesem mythologisch reichhaltigsten Teil der Höhle und dem Schädelsaal, seinem biologischen Pendant, ist bemerkenswert. Die *Salle du Crâne*, der Schädelsaal, gleicht einem *Amphitheater* (Clottes, 2001, 141) mit von der Natur geschaffenen „Sitzreihen“: In diesem Saal, dem psychologischen und rituellen Zielpunkt der ganzen Höhle, fand vermutlich ein Bärenkult statt. In der Höhle, die vermutlich epochenweise abwechselnd von Höhlenbären bewohnt und von Menschen ausschließlich zu religiösen Zwecken aufgesucht wurde, sind die Spuren der Bären allgegenwärtig: Abdrücke im Lehm Boden, Kratzspuren an den Wänden, aber auch glatt polierte Wände, Skelettreste (bis heute etwa 2.500 Knochen und 143 Schädel) und Lagerplätze in großer Zahl. Dieser Allgegenwart des Bären entspricht eine relativ geringe Zahl von ungefähr fünfzehn bildlichen Darstellungen des Bären, die konzentriert sind in der ersten Hälfte der Höhle und dort v.a. im eiszeitlichen Eingangsbereich der Höhle: Der Bär ist Hausherr in dieser Höhle, und der Mensch, der sich in die Grotte Chauvet wagt, ist gewissermaßen sein Gast und sollte für seine Reise bestens

vorbereitet sein. Bemerkenswert ist die Sparsamkeit, mit der der eiszeitliche Mensch den Kopf eines Höhlenbären an die Wand malt: Es genügen ihm drei Linien, die erste zeichnet die Stirn und den betonten Stop des Höhlenbären und endet mit einem „Komma“, der Nase; die zweite Linie zeichnet das Maul und die dritte das Kinn. Alle Bärenköpfe von Chauvet sind nach diesem Schema gemalt. Die Köpfe werden tief getragen, so dass der Widerrist sehr markiert ist; die Kruppe ist abschüssig und der Schwanz klein. Das Auge des Bären ist im Gegensatz zu der großen Mehrheit der anderen Tierdarstellungen niemals abgebildet. Die Darstellungen des Bären sind in Chauvet so homogen, dass man annimmt, sie seien von einem einzigen Menschen geschaffen worden. Und man geht auch davon aus, dass die Kratzaktivität der Höhlenbären die Menschen erst auf die Idee gebracht hat, Linien in den weichen Kalk der Höhlenwände zu gravieren: Wenn Höhlenbären sich aufrichten und die Wände zerkratzen, erreichen sie eine beachtliche Griffhöhe bis zu 2,50 Meter (Clottes, 2001, 56). Es fällt Joëlle Robert-Lamblin auf, dass in genau dieser maximalen Griffhöhe die eiszeitlichen Schamanen Gravuren angebracht haben: Sie mussten einige Anstrengungen unternehmen, um diese Höhe zu erreichen - Robert-Lamblin schließt daraus vorsichtig, dass die Praxis der Bildergravur entstanden ist aus der Nachahmung der Kratzaktivität des Höhlenbären. Leroi-Gourhan hat nachgewiesen, dass in keiner ihm bekannten Höhle Kratzspuren des Bären von Darstellungen überlagert werden. Und man könnte - vielleicht gar nicht einmal so unvorsichtig - aus der Allgegenwart der natürlichen Spuren des Höhlenbären das Bestreben der Schamanen erklären, die Allgegenwart des Bären auf dem Weg vom Eingang der Höhle bis zum Ritualplatz am Ende der Grotte Chauvet zu potenzieren durch ästhetische Realisationen des Bärenthemas. Auffällig ist auch, dass Kratzspuren der Bären von den eiszeitlichen Schamanen geglättet wurden (Clottes, 2001, 54), um eigene Gravuren

über den ehemaligen Kratzspuren anzu-
bringen, obwohl anderswo genügend glatte
Wände ungenutzt blieben. Yanik Le
Guillou meint sogar, dass die Kratzspuren
der Bären die Gravuren geradezu angezo-
gen hätten (Clottes, 2001, 62). Und Norbert
Aujoulat und Bernard Gély denken sogar,
dass in der Salle Hillaire die eiszeitlichen
Menschen von den Kratzspuren der Bären
geradezu inspiriert sein könnten zu wellen-
förmigen Linien, die dann über diese Kratz-
spuren graviert wurden (Clottes, 2001, 91).
Gimbutas deutet wellenförmige Zeichen als
paläolithisches Symbol des Wassers, folg-
lich der Fruchtbarkeit - das würde bedeuten,
dass die Kratzspuren des Bären, die er ja mit
seiner Nahrung spendenden Tatzen (> 126-
7) einkratzt, in der Grotte Chauvet von den
eiszeitlichen Menschen zu Zeichen der
Fruchtbarkeit ästhetisch vollendet werden.

Exkurs: Bärenjagdpantomime in der Höhle von Montespan?

In Montespan in den Pyrenäen fin-
det man neben fast hundert Gravuren acht
Skulpturen, die berühmteste ist der *Bär oh-
ne Kopf* (Clottes, 1995, 28, zu Füßen der Sta-
tue fand man den Kopf eines Bärenjungens):
Für Clottes ist es eine wirkliche Statue von
1,10 m Länge auf 0,60 m Höhe. Und M. Gar-
cia, der die Höhle seit Anfang der 90er Jah-
re auf kleinste Details untersucht,

*schätzt, dass der Schädel des Bärenjun-
gen zu Füßen der Statue der zufällig
übrig gebliebene Rest des Skeletts eines
Höhlenbären und nicht rituell bedingt
dort hinterlegt worden ist. Das Tier hät-
te überwintert und wäre in der Galerie
gestorben. Das Fehlen des Kopfs der
Statue wäre eine Zerstörung, verur-
sacht von den Chalcolithikern, die viel
später in diese Galerie gekommen
wären, wo sie einige Spuren hinterlas-
sen haben (Clottes, 1995, 28).*

Clottes referiert lediglich Garcias Meinung,
ohne selbst dazu Stellung zu nehmen. Es ist
hier die Gelegenheit, ein grundlegendes
Problem festzustellen der übervorsichtigen
Deutungs-Enthaltbarkeit französischer Ur-
geschichtler: Paläolithische und mesoli-
thische Menschen waren Jäger und Samm-
ler - sie jagten Wild und sammelten die
Früchte des Waldes. Waren die beiden Akti-
vitäten erfolgreich, verwerteten sie die
Früchte ihrer Mühen, indem sie diese in Ka-
lorien umwandelten. Nicht so bestimmte
Wissenschaftler des 19. und 20. Jahrhun-
derts: Sie jagen und sammeln Fakten, hüten
sich aber, das Erlegte und Gesammelte in ei-
nen sinnstiftenden Zusammenhang zu brin-
gen. Das nennt man Positivismus.

Positivistisch sind die meisten französischen
Urgeschichtler eingestellt, sie enthalten sich
weitestgehend einer Deutung des Gesam-
melten. Das ginge noch hin, schlimmer aber
ist, dass sie die Enthaltbarkeit zwanghaft
praktizieren und Fakten, die sie gesammelt
haben, sogar modifizieren, um keinen Sinn
in den Fakten sehen zu müssen: Beispiels-
weise Garcia, er ist der Spurensucher im
Archäologen-Team von Jean Clottes, und er
hat in der Grotte Chauvet kynologisch
höchst interessante Spuren gefunden (> 92),
trotz oder wegen seiner positivistischen
Grundeinstellung. Hier in Montespan aber
stellt sich die Frage, wer denn nun wirklich
kopfflos ist, die Statue oder Garcia, denn
Clottes spricht ausdrücklich von einem
Bärenjungens, bei Garcia mutiert das *Junge*
zu einem *Höhlenbären* unerheblichen Al-
ters, von dem *zufällig* noch der Kopf just zu
Füßen der Statue des Bärenjungens liegt. Die
Kopfflosigkeit der Statue ist, so *schätzt* Gar-
cia, durch spätere Eingriffe bedingt - er geht
hier also zur Deutung über - er *schätzt* -, al-
lerdings gelangt er zu einer Deutung, die
gezielt die offensichtlichen Zusammenhän-
ge zerstört, um gerade keine Be-Deutung
aufkommen zu lassen. Das gelingt ihm, weil
er einiges ausblendet: Die Tatsache bei-
spielsweise, dass die Abmessungen der Sta-
tue nicht die eines ausgewachsenen Höh-

lenbären sind, sondern die eines Bärenjungen - der Altersunterschied findet bei Garcia keine Beachtung. Vermutlich sogar bewusst! Denn der Schädel des realen Bärenjungen, der ja zur Statue des Bärenjungen harmonisch passen könnte, mutiert zu einem erwachsenen Höhlenbär, damit der Schädel nicht mehr passt. Ferner blendet Garcia den harmonischen Zusammenhang zwischen der Altersstufe des realen Schädels und der Altersstufe der Bärenstatue aus: Nun ist aber immanent das Zusammenreffen eines „kleinen“ Bärenschädels mit der Statue eines „kleinen“ Bären ein äußerst auffälliger Zufall, um es klar zu sagen: Ich glaube hier nicht an den Zufall, und zwar mit einem besseren Recht, als Garcia an ihn glaubt.

Wo Garcia zufälliges, beziehungsloses Nebeneinander von Dingen wahrnimmt, sehe ich ein gewolltes Ensemble: Der reale Schädel komplettiert die Statue, weil es den Magdalénien-Menschen vermutlich aus statischen Gründen nicht möglich war, auf den Körper des Bärenjungen einen Kopf zu modellieren. Ob sie ihn für kurze Zeit auf dem Hals der Statue mit Sehnen fixierten oder ihn nur ihr zu Füßen legten, ist zweitrangig. Und ob sie auf die Statue ein Bärenfell legten, wenn sie den Bärenritus praktizierten, das ist auch unerheblich, wenn auch wahrscheinlich. Und dass es sich tatsächlich nicht um eines der üblichen Jagdrituale handelt, wie frühere Forscher meinten und gegen die ja Clottes und vor allem Garcia argumentieren, ist selbstverständlich, war der Bär doch keines der üblichen Jagdtiere der Paläolithiker, schon gar nicht der gewaltige Höhlenbär: Dazu war das Überleben in der Eiszeit viel zu zufällig, als dass man es auch noch durch die regelmäßige Bejagung des Höhlenbären aufs Spiel gesetzt hätte, was die jährliche rituelle Tötung eines Höhlenbären jedoch nicht ausschließt, wie nicht nur der Fund einer Pfeilspitze in einem Wirbel eines Höhlenbären in der schwäbischen Hohle-Fels-Höhle (-40.000 bis -30.000) nahelegt:

Für die Ainu Sibiriens ist der Bär der Herr des Waldes. Wenn ein Bär in Selbstverteidigung oder nach einem vorgeschriebenen Ritual getötet wurde, wird sein Geist durch die Einladung zu einem Fest und die Bewirtung mit Nahrung und Wodka besänftigt (Vitebsky, 30).

Der Bär darf nur rituell oder in Selbstverteidigung getötet werden, und die dürfte in Montespan wohl entfallen. Selbst die Möglichkeit, dass pyrenäische Chalcolithiker, und das müssen Proto-Basken gewesen sein, den Schädel dorthin gelegt haben können, lasse ich zu. Wäre sie doch nur ein weiterer Hinweis, dass der Bärenkult, von dem im Folgenden die Rede sein soll, gut 10.000 Jahre nach den Magdalénien-Schamanen im damaligen Baskenland immer noch volle Gültigkeit hatte. Die Statue des Bärenjungen, vervollständigt durch den nicht zufällig zu ihren Füßen liegenden Schädel eines realen Bärenjungen, wäre sichtbarer Beweis für die immer noch magische Kraft des Höhlenheiligtums Montespan: Leben und Fruchtbarkeit, Geburt und Wiedergeburt nach der Nacht des Winters - das symbolisiert gerade das Bären-Junge in Montespan. Es mag sein, dass ich hier und im Folgenden manchmal etwas zu unvorsichtig bin gerade da, wo die französischen Urgeschichtswissenschaftler zu vorsichtig sind: Bei der Deutung von Fakten, d.h. bei dem Versuch, Fakten eine Be-Deutung zu verleihen. Aber ich denke, dass für den Erkenntnisgewinn das Risiko fruchtbarer ist, sich manchmal etwas zu weit aus dem Fenster zu lehnen, als gar nicht aus dem Fenster zu sehen. Außerdem kennzeichne ich meine Deutungen ausdrücklich, während Garcia den Leser stillschweigend hinter das Licht der Aufklärung führt, indem er ein Bärenjunges ebenso stillschweigend zu einem alterslosen Höhlenbären mutiert, um einer fälligen Deutung ausweichen zu können: Ob er so noch argumentiert nach seinem Fund der Hundespur in der Grotte Chauvet? Smith (111-2) weist auf die invertierten V-Zeichen

hin, die von des Bären Nase und Maul ausstrahlen und die er als Zeichen des Atems ~ Äthers (> 395) versteht. Der gemeinsame Nenner zwischen diesen invertierten V und dem V-Grundriss der Chauvet-Höhle ist die Fruchtbarkeit, die Lebenskraft des Äthers. Nicht nur in Montespan, auch in Massat finden sich bedeutende Skulpturen und Zeichnungen von Höhlenbären und Braunbären. Eine Gravur in Massat zeigt einen Bären mit Strichen, die ihm aus Maul und Nase zu fließen scheinen: Der Bär ist Urquelle des alles durchdringenden Äthers, des göttlichen Prinzips der Paläomentalität. In der Höhle Laugerie-Basse fand man in einer Schicht, die um -18.000 datiert wird, die Statuette eines sitzenden Bärenjungen, aus einem Rentierknochen geschnitzt. Allerdings sind Bären in den eiszeitlichen Bilderhöhlen seltener dargestellt als andere gefährliche Tiere wie Löwen, Mammuths, Wollnashörner, Bisons (~ Wisent), Moschusochsen oder Auerochsen. Sie alle sind nie in Konfrontation mit dem Menschen dargestellt, im Gegenteil, manchmal sind sie montiert aus positiven oder negativen menschlichen Handabdrücken, so z.B. ist in der Grotte Chauvet (Robert-Lamblin, in: Clottes, 2001, 204) ein großer Pflanzenfresser montiert aus 92 Daumenabdrücken, gut 30.000 Jahre vor dem Kunststil des Pointillismus. Die Distanz zwischen Wildtier und Maler ist also denkbar gering. Meistens sind die Raubtiere auf der Jagd dargestellt, so dass die Meinung nicht abwegig ist, der Jäger Mensch wolle in der bildlichen Darstellung verschmelzen mit den tierischen Jägern - was ein ganz anderes Ziel ist als die früher vermutete Aneignung des Jagdobjekts durch Magie, zumal die großen Raubtiere nicht gejagt wurden. Einige dieser Raubtierdarstellungen in der Grotte Chauvet haben menschliche Züge: Köpfe jagender Löwen erscheinen mit menschlichem Gesichtsausdruck, andere Tiere scheinen zusammengesetzt aus menschlichem Körper und tierischem Kopf. Aber das Tier, das im eiszeitlichen Bestiarium dem Menschen am meisten ähnelt, ist unbestreitbar der Bär. Dazu gleich mehr.

Einzelgänger und Herdentiere in der Grotte Chauvet

Bleiben wir zunächst noch bei den Tierdarstellungen und ihrem Verhältnis zu einander: Von den Tierdarstellungen (bislang erfasst sind ca. 330) entfallen auf das Nashorn ungefähr 20%, die Katzenartigen (Löwen, Panther u.a.) treten in 25% der Bilder auf, das Mammuth nimmt 16% für sich in Anspruch. 13% Pferden und 11% Rinderartigen (Wisent und Auerochse) folgen 7,5% Hirsche, Rentiere und 7,5% Steinböcke. Und dann erst kommen an achter Stelle die Bären (hauptsächlich Höhlenbären) mit nur fünfzehn eindeutigen und wenigen weiteren, von den Erforschern undeterminierten Darstellungen (entweder zu schemenhaft oder wegen der Erosion/Übersinterung unleserlich), die mit hoher Wahrscheinlichkeit auch Bären darstellen. Kompensiert wird die geringe Zahl an Barendarstellungen hier durch die überwältigende körperliche Allgegenwart der Bären. Besonders bemerkenswert an der Grotte Chauvet ist, dass die Darstellungen weniger Einzelbildnisse sind als vielmehr szenische Anordnungen. Versucht man, die dargestellten Tierarten in ihrem bildlichen Verhältnis zu einander zu sortieren nach unseren modernen Gliederungen (Säugetiere, Fische, Vögel, Insekten, Reptilien etwa, oder weniger modern: Jäger - Gejagter, gefährliche (immerhin 75% aller dargestellten Tiere) - ungefährliche, große - kleine Tiere), so kommt man zu dem Ergebnis: Der eiszeitliche Mensch dachte bei der figürlichen Darstellung wohl weniger in den Kategorien „Jäger“ und „Jagdobjekt“, sondern er gliederte vielmehr die Tierarten nach dem Schema „gesellig lebende Tiere“ und Einzelgänger. Man mag hierin zunächst eine Reflexion der Schamanen über ihren gesellschaftlichen Status sehen, sie selbst sind ja oft Einzelgänger in der eiszeitlichen Gesellschaft und als solche für diese Gesellschaft sehr wichtig, aber sie können auch gleichzeitig die Häuptlingsfunktion ausüben (Vitebsky, 28). Aber noch ein anderer

Aspekt kann dieser Einteilung abgewonnen werden: Die exakte Wiedergabe z.B. der Mimik von Löwen im Moment des Angriffs auf ein Wisentrudel zeigt die Nähe an, aus der die Hersteller ihre „Objekte“ beobachtet haben müssen. Im Verein mit dieser äußerst präzisen Beobachtung und Darstellung typischer Verhaltensweisen ist die Einteilung der dargestellten Tierarten in einzelgängerisch lebende Tiere und „Herdentiere“ die Grundlegung der Semi-Domestikation, die von einigen Forschern für das Rentier zum ausgehenden Paläolithikum angenommen wird. Sie ist hier, also vor ungefähr 32.000 Jahren, noch nicht angedacht, aber grundsätzlich bereits vorbereitet.

Moderne Farbmeteraphorik in der Eiszeit?

Joëlle Robert-Lamblin sieht durch die Farbverteilung Rot im ersten Teil und Schwarz im zweiten Teil der Höhle eine binäre Weltsicht verwirklicht, analog zu unserem heutigen Gegensatzpaar Schwarz-Weiß und seinen Konnotationen. Robert-Lamblin unterläuft hier ein fataler Anachronismus: Sie übersieht den radikalen Austausch der paläolithischen Farbsymbolik gegen die Farbsymbolik des indoeuropäischen Patriarchats, der im -4. und -3. Jahrtausend in Europa stattfindet, und nimmt diese noch heute geltende Farbsymbolik mit ihrem radikalen Gegensatzpaar Schwarz-Weiß für absolut, nur dass in der Eiszeit Weiß durch Rot ersetzt sei. Sie übersieht, dass dem vermeintlichen Gegensatzpaar Rot-Schwarz im Mittelteil der Chauvet-Höhle die Farbe Weiß eingefügt ist. Rot und Schwarz verhalten sich offensichtlich in der eiszeitlichen Konzeption einer Farbenrangordnung nicht einfach konträr zu einander, sondern werden durch einen andersfarbigen Mittelteil, nämlich Weiß, auf einander bezogen. Weiß war vor der soziokulturellen Wende im -3. Jahrtausend eine negative Farbe, weil sie die Farbe der ausgebleichten Knochen und somit des Todes war. Hinge-

gen war im Alten Europa der relativen Gleichberechtigung und der relativen Abwesenheit von Herrschaft und Krieg Schwarz als Farbe der fruchtbarsten Erde, eine positiv besetzte Farbe. Weiß erscheint in der Grotte Chauvet als notwendige Brücke von Ocker und Rot zu Schwarz. Der Mittelteil der Chauvet-Höhle bewirkt eine Rangordnung der Säle: Vom Eingangssaal an waren in den folgenden Sälen vermutlich bis zum Mittelteil reinigende Rituale zu vollziehen, die ein Absterben des Alltäglichen im Sinn einer Vorbereitung auf das Höhere im letzten Teil der Höhle bewirken sollten.

Durch den symbolischen Tod des Alltags im Mittelteil erst kann die höhere Einsicht im letzten Teil erworben werden: Ein notwendiger symbolischer Zyklus von Tod und Wiedergeburt auf verschiedensten Ebenen: *Stirb und werde!* - das Motto schamanischer Verwandlung. Eine ethnographische Parallele gibt es bei den Yahgan-Indianern Feuerlands, deren Initiationshütten innen in den Farben Rot, Weiß und Schwarz bemalt waren (Holdermann, 33). Die eiszeitlichen Gestalter der Grotte Chauvet gliedern die Höhle deshalb in drei ungleiche Teile, ungleich in Größe und Ausstattung, ungleich in den Funktionen: Die drei Teile entsprechen den Abfolgen eines dialektischen Denkens, das die angeblich unvermittelbaren Gegensätze von Rot und Schwarz in einer höheren Einheit versöhnen will, in der dieser Gegensatz nur noch als notwendige Vorstufe und scheinbarer wechselseitiger Ausschluss verstanden und überwunden wird (eine spezifisch pyrenäische Sicht der paläolithischen Farb-Meteraphorik entwickle ich im folgenden Abschnitt über die Höhle von Ekain im spanischen Baskenland). Die Bärin ist die Personifikation der Höhle und dialektische Mittlerin zwischen Mensch und Natur: Aus dem hintersten Ende der Höhle, der *Salle du Fond*, aus diesen Eingeweiden der Erde drängen mit ungeheurer Dynamik die Tiergestalten zum Ausgang der Höhle: Geburt und Leben, Fruchtbarkeit und Nahrung verheißend.

Chauvet - Gesamtkunstwerk und Nabel der Eiszeit-Welt

Nicht nur diese „künstlerisch“ durchgestaltete Höhle erscheint aus heutiger Sicht vergleichsweise wie eine gewaltige musikalische Komposition, in der architektonischen Anlage des thematischen Materials dem musikhistorischen Gipfel europäischer Sinfonik, Anton Bruckners achter Sinfonie, und Richard Wagners Bemühungen ums Gesamtkunstwerk ähnelnd.

Ich bringe diesen Vergleich, obwohl viele aus vielen Gründen ihn nicht nachvollziehen können, um die unglaublich frühe Vollendung menschlicher Artikulation nachvollziehbar zu machen. Ein Gesamtkunstwerkler ist aus westlicher Retrospektive auch der Schamane, der sich in Trance *tanzt*, seine Seelenreise *dichterisch* als National-epos seines Volkes vorträgt, dazu passende *Masken* und *Gewänder* herstellt und trägt, der mit der Trommel selber *Musik* macht, der sogar die *Kulissen* mit Zweigen u.ä. herstellt (Lommel, 164). Natürlich ist mir klar, dass die eiszeitlichen Menschen nicht in unseren ästhetischen Kategorien, sondern viel eher in religiösen Bildern gedacht haben. Aber die Ganzheit von Höhle und Landschaft - das Innere der Erde, der Fluss und die natürliche Brücke über die Ardèche - ist die Verbindung der drei Elemente Erde, Wasser und Luft. Nicht die einzelnen Bilder in der Höhle, nicht die Höhle insgesamt, sondern die Zusammenschau von naturgebener Landschaft und von menschlichen (künstlerisch-religiösen) Werken vermittelt einen Eindruck von der geistigen Höhe, auf der sich diese ersten modernen Menschen Europas befanden: Bereits hier kann man eine Parallele zu etwas annehmen, das viel später und viel reduzierter als die rückwärts gewandte Utopie vom Gesamtkunstwerk bekannt wurde. Und obwohl man sicher sein kann, dass die Eiszeitmenschen nicht die Absicht hatten, mit ihren Darstellungen Kunstwerke zu schaffen, war die Grotte Chauvet der Nabel ihrer eiszeitlichen Welt.

Ekain - das Ende der Eiszeit-Welt

Im spanischen Baskenland findet man Darstellungen von Bären in den paläolithischen Höhlen von Santimamiñe, Venta de la Perra, Las Monedas (zwischen Santander und San Sebastian/Donostia und am Ende der Eiszeit in Ekain. In der Bilderhöhle von Ekain gibt es eine „Nische des Bären“, die der zentrale Punkt dieses Höhlenheiligtums ist.

Die meisten Tiere der Galerie vor dieser Nische und die des letzten Saales hinter der Nische sind auf diese beiden Bären, ein Bärenjunges mit seiner Mutter, hin orientiert. Kurz vor der Nische der beiden Bären befindet sich an der rechten Höhlenwand eine Mangan-Linse. Die Analysen ergaben, dass das für die Bären verwendete Mangan dem Vorkommen in der Höhle entspricht: Der Farbstoff für die Bilder der Bären scheint hier gewonnen und ausschließlich für die Darstellung der Bären reserviert worden zu sein. Alle anderen schwarzen Abbildungen in der Höhle wurden mit Holzkohle ausgeführt. Der Bär steht also nicht nur räumlich und dramaturgisch im Zentrum der Höhle, sondern für seine Darstellung nimmt man auch noch ein exklusives Material, auf das alle anderen dargestellten Tiere (Pferd, Wisent, Steinbock, Hirsch, Nashorn und Fische) keinen Anspruch erheben dürfen, obwohl es gerade in kantabrischen Höhlenheiligtümern Iberiens auch zahlreiche Hinweise gibt auf einen Hirschkult, in dem die Hirschkuh als Göttin der Geburt mit großen Mengen von feingeriebenem Ocker (der Farbe des Blutes) als große Lebensspenderin verehrt wird - das weibliche Gegenstück zum Cernunnos-Schamanen (> 55): In El Juyo (östlich der Altamira-Höhle), aber auch in Tito Bustillo (um -14.000; Gimbutas, II, 113), westlich von Altamira am Sella gelegen. Bemerkenswert ist dabei auch noch, dass der Bär nur mit zwei Wandbildern in Ekain vertreten ist, während Pferde mit 34 und Wisente mit 11 den quantitativen Hauptteil stellen.



In der Höhle von Ekain: Die Nische der Bärin. In: Caro, „Pueblos del Norte“, 64.

Von 1.011 Knochenfunden in den zwei Grabungsschichten VII und VI stellt der Bär nur zehn Objekte, während der Hirsch in der Schicht VII 650 von 776 Funden liefert. Hirsch und Steinbock waren die Jagdobjekte der kantabrischen Cro-Magnon-Menschen, nicht der Bär. Er war offensichtlich am Ende der Eiszeit immer noch ein bedeutend wichtigeres Objekt, nämlich ein Kultobjekt. Die schwarze Farbe, in der die Umrisszeichnungen der beiden Bären in Ekain ja auch unmittelbar der Farbstoff, nämlich Mangan, entnommen wird, während die übrigen Bilder mit einem nur mittelbar der Erde verpflichteten Material, nämlich Holzkohle, konturiert sind. Die fruchtbare Erde und die fruchtbare Bärin mit dem Beweis ihrer Fruchtbarkeit, dem Bärenjungen, sind Verkörperungen der lebenspendenden

Großen Göttin jener vor erst 5.000 Jahren vergangenen alteuropäischen Zeit, der Göttin des Lebens und der Fruchtbarkeit, somit Ausdruck einer mutterrechtlich orientierten Gesellschaft, die ganz in ihrer Religion des Lebens aufging.

Paläolithische Bilanz - von Chauvet bis Ekain

Die baskische Höhle von Ekain am Ende des Paläolithikums und die nach ihrem Entdecker benannte Grotte Chauvet an der Ardèche zu dessen Beginn, die Höhle von Ekain am westlichen, die Grotte Chauvet am östlichen Rand des eiszeitlichen Kulturraums Westeuropas: Sie beide schließen den franko-iberischen Kreis der paläolithischen Bären-Mythologie, denn die Höhle von Ekain erinnert in der Art der Inszenierung des Bären-Kults intensiv an die Grotte Chauvet, obwohl fast 20.000 Jahre zwischen der Benutzung beider Kultstätten liegen. Für

Chauvet kann man zwei große Phasen unterscheiden, die erste mit Datierungen um -30.000, die zweite um -25.000, und eine schwächere dritte Phase, für die nur zwei Datierungen (alle unkalibriert!) um -20.000 vorliegen. Danach verschlechtert sich das Klima, die Vulkane der Cévennen werden aktiv und die eiszeitlichen Menschen weichen weiter nach Süden aus. Für diese Phase (im Magdalénien) sind Beziehungen von der Ardèche zu den Pyrenäen, also vermittelt auch zu Ekain, direkt nachweisbar.

Alteuropäische Metaphorik der Farben

Die Wirksamkeit der Bären-Mythologie ist aber nicht auf das Paläolithikum begrenzt, ihre ambivalente Tradition reicht über das Mesolithikum und Neolithikum bis in die historische Zeit hinein, wie uns Textstellen in früheren Fassungen des Standards für den Pyrenäen-Berghund und den Pyrenäen-Hütehund zeigt(en) - formuliert erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Auch ist die Wirksamkeit der Bären-Mythologie nicht auf die konkrete Figur des Bären begrenzt. Mit ihr unlösbar gekoppelt ist eine Farbsymbolik, die wir konkret in der vollkommen durchdachten und durchgestalteten Höhle Chauvet kennenlernen konnten in der Abfolge der Farben Rot, Weiß und Schwarz. Es ist für unsere kynologischen Belange von höchstem Interesse, die Reichweite dieser alteuropäischen Farbsymbolik über die konkrete Bären-Mythologie hinaus zu erfassen, um die Standard-Farben der Herdenhundrassen in ihrer vollen Bedeutung zu verstehen. Und das Ergebnis wird zeigen, dass eine bestimmte Farbe im alteuropäischen Denken nicht eine einzige bestimmte Qualität besaß, sondern ein ganzes Bündel an Aussagen über ein Objekt macht, das Träger dieser Farbe ist. Man könnte sagen: Die Bedeutungen hängen an diesem Objekt wie Cluster, und sie verän-

dern sich wie in einem Kaleidoskop, wenn ein anderes Objekt Träger derselben Farbe ist. Die Essenz der Bedeutung wird dabei aber nicht verändert. Um dies zu verstehen, müssen wir uns zunächst darüber klar werden, wie wir heute Farben mit Eigenschaften konnotieren, erst dann können wir ansatzweise das Andersartige des alteuropäischen Denkens erfassen.

Denn die Frage lautet ja für die Fortgeschrittenen unter uns, wann und warum die ursprünglichen Farben einiger Herdenhundrassen auf Weiß reduziert wurden. Roslyn M. Frank und Mikel Susperregi haben den Wortschatz der englischen Sprache unter diesem Aspekt untersucht und heraus gefunden, dass die Farbe Weiß im Verein mit der Farbe Schwarz geradezu ein komplettes Wertesystem versinnlicht, das auf einfachen Entgegensetzungen beruht.

Vergleichen wir das von Frank und Susperregi aus der englischen Sprache entwickelte Schwarz-Weiß-Wertesystem mit den entsprechenden Systemen der anderen indoeuropäischen Sprachen, dann können wir weitgehende Übereinstimmungen feststellen: Selbst wenn wir in Raum und Zeit weit zurückgehen, finden wir überzeugende Beispiele in allen indoeuropäischen Sprachen - so hatten die Indo-Iraner als höchsten Gott den Tishtrya, er ist der Gott im Sternbild des Hundes (Boyce, 7). Er reitet jedes Jahr auf einem prächtigen weißen Schimmel seinem Erzfeind Apaosha entgegen, dem Dämon des Mangels, der selbst auf einem haarlosen, hässlichen, schwarzen Klepper sitzt ...

Natürlich siegt meistens der Gott auf dem weißen Rössl! Und wenn nicht, dann haben seine Fans nicht genug gebetet und müssen das Versäumte schleunigst nachholen. In der Frühzeit einiger indo-europäischer Kulturen schimmert Schwarz als positiver Wert noch durch, so z.B. beim griechischen Sänger Homer, der in der Odyssee (IX und X, 215) den Schäfer Polyphem schwarze Schafe bevorzugen lässt, weil er in einer sonni-